1,90 DM / Band 649

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Junge von Stonehenge

John Sinclair Nr. 649

von Jason Dark

erschienen am 11.12.1990

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Der Junge von Stonehenge

Das Geräusch war nicht mehr als ein dünner Hauch, kaum zu hören, dennoch wachte Kara auf. Es war bei ihr wohl mehr als Unterbewusstsein gewesen, das die Gefahr gemeldet und Kara mitten in der Nacht hellwach gemacht hatte. Sie blieb für einen Augenblick starr liegen, konzentrierte sich und dachte auch darüber nach, ob der Laut von einem Tier hätte stammen können. Das kam nicht in Frage, ein Tier hätte sie nicht gestört oder beunruhigt. Myxin, der kleine Magier, der das einfache Haus zusammen mit Kara teilte, schlief weiter. Auch er gehörte zu den außergewöhnlichen Personen, die mit besonderen Fähigkeiten ausgerüstet waren. Von ihm sah Kara nur den Schatten. Möglicherweise hatte sie sich auch getäuscht. Ein anderer wäre mit dieser Vorstellung wieder eingeschlafen, nicht so Kara, die immer alles sehr genau wissen wollte…

Aus welcher Richtung sie den Laut vernommen hatte, wusste sie nicht zu sagen. Deshalb glitt ihr Blick durch den Raum, bis er schließlich an einem der quadratischen Fenster hängenblieb.

Genau dort sah sie die Bewegung!

Der rundliche Gegenstand hatte sich für einen Moment in dem gegen die Scheibe fallenden Mondlicht abgezeichnet, und Kara hatte ihn sogar erkannt.

Es war ein Gesicht gewesen!

Blass, nicht sehr groß, eher das Gegenteil, aber das Gesicht einer fremden Person.

Die Schöne aus dem Totenreich spürte das kalte Rieseln auf ihrem Rücken. Sie stand auf. Der nackte Umriss ihres Körpers verschwand, als sie einen langen Mantel überstreifte und ihn vor dem Bauch zusammenknotete. Sie schlüpfte nahezu lautlos in die schmalen Schuhe und fasste nach dem Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge, dessen Gurt über einem neben dem Bett stehenden Stuhl hing.

Mit der Waffe in der Hand ging Kara auf den Ausgang zu und dachte über das Gesehene nach.

War tatsächlich ein Gesicht am Fenster gewesen? Oder hatte sie sich das nur eingebildet?

Bevor sie das Haus verließ, warf sie einen letzten Blick auf Myxin. Er lag noch immer bewegungslos auf seinem Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Glücklicherweise konnte Kara die Tür lautlos öffnen. Allerdings nur so weit, dass sie sich durch die Lücke schieben konnte und die Welt betrat, die ihr und dem kleinen Magier eine Heimat gegeben hatte.

Es war die Umgebung der Flaming Stones!

Als geheimnisvoll und wunderbar konnte dieses Gebiet angesehen werden. Die Flammenden Steine waren Wegweiser in andere Dimensionen und Zeiten. Zu viert ragten sie aus dem saftigen Gras in die Höhe und markierten diesen magischen Ort.

Das Refugium lag mitten in England. Für Menschen aber war es nicht sichtbar. Wer darüber hinweg flog, mochte es auch noch so niedrig sein, hätte nichts erkennen können.

Kara blieb zwei Schritte vor der Tür stehen. Sie wollte herausfinden, ob eine Veränderung eingetreten war.

Erkennen konnte sie nichts. Nur der schmale Bach, der ebenfalls durch das Gebiet floss, gab seine rauschenden und murmelnden Geräusche ab. Das Wasser sprang über die Steine, sah im Mondlicht hell aus, wie auch die Steine, die von einem feinen, vom Himmel fallenden Schleier Übergossen wurden und den vier kantigen Klötzen ein geheimnisvolles, blasses Aussehen gab.

Ruhe umgab sie.

Für Kara war dies eine trügerische Ruhe. Normalerweise gelang es

keinem normalen Menschen, das Refugium hier zu betreten. Wer es trotzdem schaffte, der musste schon zu den besonderen Personen zählen und auch mit anderen Mächten oder anderen Welten in Verbindung stehen. Wie die Person, deren Gesicht Kara für einen Moment am Fenster gesehen hatte. Aber jetzt nicht mehr.

Sie ging durch das Gras. Das Schwert hielt sie in der rechten Hand, die glänzende Goldklinge wies mit ihrer Spitze schräg zu Boden und berührte hin und wieder die Halme, als wollte sie für Kara eine Gasse schaffen.

Das Gesicht der dunkelhaarigen Schönen zeigte eine gewisse Anspannung. Sie schritt in einer schrägen Linie auf die Steine zu. Wenn ihr jemand eine Antwort geben konnte, dann waren sie es. Kara wollte sich in den Mittelpunkt des Quadrates stellen, wo sich die Magie am stärksten konzentrierte. Wenn sie überhaupt eine Antwort bekam, dann war es an dieser Stelle.

Es war eine wunderschöne, laue Sommernacht, beinahe schon kitschig.

Der Westwind brachte ebenfalls die entsprechende Wärme mit und streichelte die Haut der Frau.

Kara nahm die Gerüche auf, die sie umgaben. Es roch, es duftete, es atmete. Blumen und in der Nähe wachsende Pflanzen wirkten so wunderbar sauber und rein, als gäbe es den sauren Regen und die Luftverschmutzung überhaupt nicht.

Vor ihr ragten die Steine hoch. Uralte Zeugen einer längst vergangenen Zeit. Steine, die einmal in Atlantis gestanden und als magische Transporter gedient hatten. Wobei es zudem noch eine Verbindung zu denen in Stonehenge gab.

Durch diese Steine gelang es Kara und Myxin, Kontakt zu ihrem früheren Leben in Atlantis aufzunehmen. Sie ermöglichten die gewaltigen Zeitreisen. Beiden war es mehr als einmal gelungen, Probleme, die in der Gegenwart aufgetreten waren, durch eine Reise in die Vergangenheit zu lösen.

Aber nur ihnen beiden gelang dies. Oder denjenigen Menschen, die ihnen nahestanden und die sie an die Steine herangebracht hatten.

Keinen Fremden allerdings.

Und doch war jemand da. Je länger Kara darüber nachdachte, umso überzeugter war sie, dass sie sich nicht getäuscht hatte. Nur war der Unbekannte jetzt nicht mehr zu sehen. Dass er sich verborgen hielt, ärgerte und irritierte sie zugleich. Sie fühlte sich zum Narren gehalten, ausgerechnet in ihrem ureigenen Gebiet.

So etwas passte Kara nicht.

Sie ging nicht direkt bis zu den Steinen. Vor diesem Zentrum der Kraft blieb sie stehen.

Nichts rührte sich in ihrer unmittelbaren Umgebung. Die weiter

entfernt stehenden Hügel erinnerten in ihrer Formation an die dunklen Buckel irgendwelcher geheimnisvoller Tiere. Der Himmel über dem Land sah aus wie mit schwarzem Samt beklebt. Das Millionenheer der Sterne lag hinter einer Dunstschicht verborgen und schimmerte nur schwach.

Aber da war noch etwas, das sich nicht verbergen konnte und deshalb sehr genau von Kara wahrgenommen wurde.

Das Fremde, das nicht in diese Umgebung hineingehörte. Eine unbekannte Ausstrahlung, nicht direkt gefährlich und böse, aber fremd.

Gleichzeitig damit spürte Kara auch die Übereinstimmung mit dem Fremden, also konnte es so schlimm nicht sein.

Das bereitete ihr Sorgen.

Fremd und bekannt? Sie schaffte es nicht, dieses Paradoxon zu erklären. Es war auch schwer genug, darauf eine Antwort zu finden, beides rückte zusammen und bildete in ihrer Nähe eine Last.

Kara drehte sich auf der Stelle. Die Bewegung war nicht einmal von ihr bewusst gesteuert worden, sie hatte es einfach tun müssen und sah, dass sie ins Schwarze getroffen hatte.

Aus den nahen Büschen löste sich die Gestalt. Ein Fremder, nicht sehr groß, viel kleiner als Kara.

Kein Mann, ein Junge, fast noch ein Kind. Und ausgerechnet er hatte es geschafft, die magische Grenze, die über diesem Refugium lag, zu durchbrechen.

Wieso?

***

Kara stellte nicht dem Jungen die Frage, sondern sich selbst. Natürlich schaffte sie es nicht, eine Antwort zu finden, die konnte ihr der Junge allein geben, der so ungewöhnlich aussah, nicht in die Gegenwart hineinpasste, aber auch innerhalb dieser Insel fremd wirkte. Er kam ihr vor, als wäre er soeben aus der Vergangenheit entstiegen, um sich in der Gegenwart zurechtzufinden.

Karas rechter Arm hatte beim Anblick des fremden Jungen gezuckt.

Doch sie hob das Schwert nicht an und stellte die Spitze weiterhin schräg gegen den Boden.

Da der Junge nicht redete, blieb auch sie stumm und ließ ihn langsam näher kommen. Nicht sie wollte etwas von ihm, es war umgekehrt.

Schließlich hatte er das Gebiet betreten.

Er fiel auch wegen seiner Kleidung auf. Die Schäfte der braunen Stiefel reichten hoch bis zu den Waden. Wo das Schuhwerk endete, falteten sich die Ränder der mit einem schwarzen und weißen Würfelmuster bedeckten Hosenbeine zusammen. Der Stoff sah aus wie

ein Schachbrett, im Gegensatz dazu die braune, kragenlose Hemdjacke, die am Hals endete. Das dunkle Haar des Jungen wuchs halblang, flog über seine Ohren hinweg und auch bis in den Nacken hinein. In Höhe der Taille trug er einen schlichten Gürtel, gegen dessen Schnalle er die linke Hand seines angewinkelten Arms gelegt hatte.

Das Gesicht war fein geschnitten, es hätte auch einem Mädchen gehören können. Dazu passten irgendwie die vollen Lippen, die dunklen Augen, die vollen Wangen, die allesamt für diesen weichen Ausdruck sorgten.

Kara erkannte die Einzelheiten trotz der relativen Dunkelheit. Das Mondlicht schien es besonders gut mit dem fremden Jungen zu meinen, denn es ließ ihn hervortreten wie auf einer Bühne, deren Hintergrund noch im Dunkeln lag.

Er sagte nichts, er stand da und schaute Kara an.

Auch sie sprach kein Wort. Längst hatte sie bemerkt, dass dieser Junge ein besonderer Mensch war, denn ihn umwebte das Flair des Geheimnisvollen.

Nicht nur das. Die Schöne aus dem Totenreich weigerte sich, auf den Besucher zuzugehen. Etwas hielt sie davon ab. Es war wie eine innere Warnung, denn als einen Freund konnte sie den höchstens vierzehnjährigen Besucher nicht akzeptieren.

Sie war plötzlich froh, das Schwert mitgenommen zu haben, obwohl der andere nicht bewaffnet War. Jedenfalls trug er die Waffen nicht offen.

»Wer bist du?«

Kara hatte die Worte sehr langsam ausgesprochen, damit der andere auch alles verstand. Als Antwort erntete sie nur ein Achselzucken. Dann aber drehte der Junge den Kopf, als wollte er ihr ein Zeichen geben. Er hatte zu den Steinen hingeschaut, demnach mussten sie etwas mit seinem Erscheinen hier zu tun haben.

»Kannst du nicht reden?«

Der Junge hob den rechten Arm. Er spreizte die Hand, strich durch sein Haar, und plötzlich fingen Funken an zu knistern, als sie durch die Strähnen huschten. Auch das Gesicht erhellte sich, als wäre es von einem Sonnenstrahl getroffen worden.

Danach war alles wieder normal.

»Sag mir deinen Namen!«

Der Junge schüttelte den Kopf. Er hob die Schultern, drehte sich um und ging einfach weg.

Kara schüttelte den Kopf. Sie war fassungslos, denn damit hätte sie nicht gerechnet. Mit lockeren Schritten bewegte sich der Besucher auf den Buschgürtel am Rand des Refugiums zu, gefolgt von Kara, die ihm mit langsameren Schritten folgte.

Sie blieb hinter ihm stehen, als er sich gebückt hatte und mit einer Hand einen Strauch umklammerte, als wollte er ihn herausreißen und Kara überreichen.

Mit einer einzigen Bewegung zog er ihn hervor und fuhr so schnell herum, dass Kara unwillkürlich einen Schritt zurückwich. So sehr hatte sie sich erschreckt.

Der Junge stand wieder vor ihr, den Strauch in der Hand, den Arm von sich gestreckt. Er hielt seine Beute in der Hand, mit der er sie auch aus der Erde gerissen hatte.

Für einen Erwachsenen wäre diese Geste mit einer großen Kraftanstrengung verbunden gewesen, aber nicht für ihn. Er hatte es ganz locker getan.

»Was soll das?« fragte sie.

Der Junge kam auf sie zu, mit dem Strauch, der sich plötzlich veränderte.

Selbst Kara, die vieles gewohnt war, erlebte eine Überraschung, denn der Strauch verdorrte in der Hand des Jungen, verlor seine gesunde, grüne Farbe und nahm die von grauer Asche an. Als er die Finger bewegte und dabei die Hand noch stärker zur Faust schloss, rieselte Staub aus seiner Faust und breitete sich auf dem Boden aus.

Jetzt verstand Kara nichts mehr. Eines allerdings wurde ihr trotzdem klar. Dieser Junge besaß magische Kräfte. Er war plötzlich zu einer Gefahr geworden.

Als die letzte Asche auf dem Grasteppich lag, klopfte er gegen seine Hände, um sie zu säubern. Noch immer blieb sein Gesicht dabei ohne Regung. Die dunklen Augen waren auf Kara gerichtet, als wollten sie in ihrem Gesicht nachforschen, wie sie in den nächsten Sekunden reagieren würde.

Sie blieb zunächst stehen, aber die Gefahr, die der Junge ausströmte, war gleichgeblieben.

Zum ersten Mal lächelte er. Kein Lächeln, das freundlich war und irgendwie auch seinem Alter entsprach, es kam Kara triumphierend und gleichzeitig auch böse vor.

Er hatte gewonnen…

Und er drehte ihr den Rücken zu, ging nach rechts, denn er wollte sein neues Ziel anvisieren.

Darüber brauchte Kara nicht lange zu raten, denn es war ausgerechnet das Zentrum des Areals, die Steine.

Der Junge kümmerte sich nicht um die Frau. Er ging seinen Weg, wobei Kara Schlimmes befürchtete. Sie dachte darüber nach, dass er es geschafft hatte, den Strauch vor ihren Augen zu Asche verbrennen zu lassen, ohne dass ein Feuer dabei entstanden war. Allein diese Tatsache war ungeheuerlich und zeugte von seinen gewaltigen Kräften.

Wenn er zwischen die Steine ging - und alles wies darauf hin -, konnte es gut möglich sein, dass er sie manipulierte und im schlimmsten Fall sogar zerstören wollte. Das konnte Kara nicht zulassen.

»Bleib stehen!«

Der Junge hatte sie gehört, doch er rührte sich nicht. Er ging weiter, als wäre nichts geschehen.

Da er sein Tempo beibehielt, fiel es Kara leicht, ihn zu erreichen. Auch nach dem zweiten Angriff stoppte er seine Schritte nicht, so blieb Kara nur die Möglichkeit der Gewalt.

Sie bewegte sich noch schneller, hatte den linken Arm erhoben, weil sie die Hand auf die Schulter des Jungen legen wollte, um ihn herumzureißen, dazu kam es nicht mehr.

Plötzlich umzitterte die Gestalt eine helle, bleiche Aura, die den Körper genau nachzeichnete. Eine instinktive Abwehrbewegung des Jungen überraschte Kara derart, dass sie stoppte und ihre Hand zurückzog.

Da drehte sich der Junge.

Eingehüllt in diese helle Aura stand er vor der dunkelhaarigen Frau und schaute sie aus völlig veränderten Augen an. Die Pupillen wirkten wie die kleinen Zielpunkte von Taschenlampenstrahlen. Seine Lippen waren bleich, lagen fest zusammen, und durch seine dunklen Haare flirrten und zitterten die Funken. Der Ausdruck in dem Gesicht hatte gewechselt.

Böse, verschlagen und hasserfüllt starrte er Kara an, der jetzt bewusst geworden war, dass in Greifweite ein kleiner Junge stand, der gleichzeitig ein kleiner, böser Teufel war.

Diese Gestalt brachte Unruhe in das Refugium. Alles konnten sie gebrauchen, nur das nicht.

Deshalb handelte Kara. Sie hob das Schwert mit der goldenen Klinge an, weil sie mit der Spitze gegen die Brust des Jungen zielen wollte. Diese Warnung hätte eigentlich reichen sollen, nur kehrte sie sich diesmal um.

Kara wurde von heftigen Stößen getroffen, die sich über das Schwert bis zum Arm fortpflanzten.

Was ihr noch nie passiert war, geschah in diesem Augenblick. Sie konnte das Erbstück ihres Vaters nicht mehr festhalten. Zwangsläufig öffnete sie die Faust, und die Waffe fiel zu Boden, wo sie im dunklen Gras liegenblieb.

Wieder lächelte der Junge, nickte dabei und bewegte die rechte Hand vor seinem Gesicht hin und her.

»Es war ein erster Versuch. Ich werde zurückkehren. Ganz bestimmt sogar kehre ich zurück…«

Die konsternierte Kara war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben.

So schaute sie zu, wie sich der Junge umdrehte und direkt in das Gebiet zwischen die Steine hineinschritt. Er machte sich sogar noch den Spaß, ihr zuzuwinken. Es war ein letzter Gruß. Dann hatte er das Zentrum erreicht, wo die magischen Linien zusammenliefen, blieb für einen Moment stehen - und löste sich auf.

Von einem Atemzug zum anderen war er verschwunden, als hätte es ihn nie zuvor gegeben.

Kara rührte sich nicht. Sie kam sich auf einmal wie eine Fremde in ihrem eigenen Reich vor. Selbst die Gedanken waren ausgeschaltet. Sie schaffte es nicht einmal, über diesen unerklärlichen Vorgang nachzudenken. Nach einer Weile bückte sie sich und bewegte sich dabei wie eine alte Frau, als sie das Schwert aufhob.

Nachdenklich schaute sie auf die goldene Klinge. Diese Waffe hatte ihr schon manches Mal das Leben gerettet. Sie konnte nur von wenigen Menschen geführt werden. Dämonen waren damit in die ewige Verdammnis geschickt worden, aber nie zuvor war es jemandem gelungen, sie dermaßen zu manipulieren wie vor wenigen Minuten. Da war ihr das Schwert so fremd vorgekommen, da hatte es überhaupt nicht mehr auf sie reagiert, als wäre es ein anderes gewesen.

Ein Rätsel…

Aber der fremde Junge wusste mehr. Und er hatte versprochen, zurückzukehren. Wenn er zum zweiten Mal bei den Flammenden Steinen erschien, würde Kara vorbereitet sein.

Sie drehte sich um und schritt auf das Blockhaus zu. Egal, ob Myxin schlief, sie würde ihn wecken und ihm von diesem unheimlichen und bedrückenden Vorgang berichten.

So etwas war ihnen noch nie passiert. Selbst bei den mächtigsten Dämonen hatte das Schwert nie versagt.

Die Tür stand weiter offen, und vor ihr sah Kara die Gestalt des kleinen Magiers. Er schaute sie prüfend an.

»Du hast alles gesehen, Myxin?«

»Nein, nur einen Teil.«

»Wir hatten Besuch. Es war ein Junge, fast noch ein Kind. Er hat es tatsächlich geschafft; sich aufzulösen und zu verschwinden. Die Steine haben ihm geholfen. Und er brachte es fertig, mein Schwert zur Wirkungslosigkeit zu verdammen.«

Myxin nickte nur, einen Kommentar gab er nicht ab.

Das wiederum ließ den Ärger in Kara hochschießen. »Warum schweigst du dazu? Willst du davon nichts hören?«

Der kleine Magier legte seine Stirn in Falten. »Ich weiß es noch nicht, Kara.«

»Was weißt du nicht?«

»Komm rein.«

Verwundert folgte sie ihm. Erst im Haus stellte sie die Frage, die ihr auf der Zunge brannte. »Kanntest du diesen jungen Besucher etwa?«

Myxin hatte den Kopf gesenkt. Er schaute ins Leere. »Ja und nein«, murmelte er. »Ich werde nachdenken müssen. Es ist möglich, dass wir mit einer sehr alten Geschichte aus der Vergangenheit konfrontiert werden. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen.«

»Und wie lange würde es dauern, bis du eine Lösung gefunden hast?«

Der kleine Magier hob die Schultern. »Haben wir uns schon jemals an den Zeitbegriff gehalten?«

»Nein.«

»Dann warte ab.«

Kara warf die Waffe auf ihr Bett. »Kannst du dir vorstellen, dass ich dazu keine Lust habe?«

»Sicher. Aber bleibt dir etwas anderes übrig?«

»Leider nicht«, erwiderte sie und ballte beide Hände zu harten Fäusten.

***

Glimpflich war unser letzter Fall ausgegangen, und das dank des Eingreifens einer Person, die in der Endphase als Doppelwesen erschienen war, als Shao/Amaterasu. Ihr war es gelungen, den mächtigen Dämon Shimada in die Schranken zu weisen und seinen Angriff wieder zurück zu schmettern. Jedenfalls besaß er das alte Kloster nicht mehr als Stützpunkt.

Ich hatte mich aus diesem Fall ziemlich heraushalten müssen, das große Lob musste an Shao und Suko gerichtet werden. Mein Freund und Kollege war noch nicht wieder in London eingetroffen. Er wollte einige Tage in der Nähe von Frisco zusammen mit seiner Partnerin Shao verbringen, was ihm auch zu gönnen war.

Für mich aber ging der Alltag weiter. Er sah strahlend und hell aus, jedenfalls was das Wetter anging, denn über London stand die Julisonne.

Bereits kurz nach Sonnenaufgang war die Luft in den Straßenschluchten aufgeheizt. Die Bewohner schleppten sich oft zu ihren Arbeitsstellen, keiner hatte so richtig Lust, und auch ich hoffte auf ein Sommerloch, das mir meine schwarzmagischen Feinde gönnten. Bei diesem Wetter konnten sie sich ruhig einmal zurückhalten.

Dass dieses Illusion war, wusste ich selbst, aber man soll die Hoffnung ja nie aufgeben.

Hitze plus Autoverkehr, das war nichts für mich. Ich wollte nicht schon am frühen Morgen in einer Blechsauna sitzen und hatte mich deshalb entschlossen, mit der U-Bahn zum Dienst zu fahren. Mittlerweile war ich darin zu einem Spezialisten geworden. Sogar die

Abfahrts- und Ankunftszeiten kannte ich auswendig.

Bis zur nächsten Station war es nicht weit. Die Strecke konnte ich in wenigen Minuten schaffen.

Schon dicht hinter der breiten Haustür empfing mich die Wärme. Die Sonne schien direkt in mein Gesicht und blendete. Ich war gezwungen, die dunkle Brille aufzusetzen.

Andere Mieter verließen ebenfalls das Haus, grüßten knapp, wobei die meisten mit verbissenen Gesichtern ihren Arbeitsstellen entgegenstrebten. Bei dieser Wärme war es wirklich kein Vergnügen, sich acht oder mehr Stunden um die Ohren zu hauen.

Ich wusste nicht, was mir der Tag brachte. Bürodienst, das Aufarbeiten von Akten, dann einen Kurzbericht verfassen, was den letzten Fall betraf, und sicherlich einige Unterhaltungen mit Glenda Perkins, meiner Sekretärin.

Ich hatte mir vorgenommen, sie zum Mittagessen bei unserem Stamm-Italiener einzuladen. Der Gedanke an die herrlichen und schmackhaften Nudelgerichte ließ meine Laune um einige Grade steigen. Da machte es schon Spaß, sich auf den Mittag zu freuen.

Zusammen mit mir strebten auch andere Fahrgäste der Treppe entgegen, die uns in die Tiefe brachte. Ich achtete kaum auf die Leute.

Ein jeder beschäftigte sich mit den eigenen Gedanken. Fast alle, ich eingeschlossen, trugen die neueste Zeitung bei sich und versuchten, einen Blick hineinzuwerfen.

Ein Mann fiel mir auf.

Zum ersten, weil er mich von der rechten Seite her kurz anrempelte, zum zweiten, weil er dann so dicht vor meinen Füßen entlang nach unten lief, dass ich ihm in die rechte Hacke trat.

Der Störenfried drehte sich um.

Es war ein Junge. Bestimmt nicht älter als vierzehn. Aus seinen dunklen Augen schaute er mich an, grinste kurz und verschwand wie ein Blitz oder wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hatte.

Sehr schnell wurde mir die Sicht auf ihn von den erwachsenen Fahrgästen genommen, aber seltsamerweise wollte mir der Anblick dieses Jungen nicht aus dem Kopf.

Etwas hatte mich daran gestört.

Als die Treppe hinter mir lag, blieb ich stehen und dachte über die Begegnung nach. Was hatte das nur sein können, das mich dermaßen irritierte?

Jugendliche in seinem Alter gab es zuhauf, das war nichts Besonderes, dennoch war ich seltsam berührt gewesen.

Um mich herum pulsierte das Leben, während ich in Gedanken versunken dastand.

Der Junge war normal gekleidet gewesen, hatte eine leichte Sommerjacke getragen und dazu ein kurzärmeliges Hemd, also dem

hochsommerlichen Wetterangepasst. Trotzdem war mir die Begegnung dermaßen stark in Erinnerung geblieben, und das wiederum wunderte mich.

Ich ließ den Zug fahren, den ich eigentlich hatte nehmen wollen, und suchte die unterirdische Bahnstation nach dem Jungen ab. Zunächst nur von einer bestimmten Stelle aus, dann ging ich langsam vor und bewegte mich durch die Halle.

Ich sah ihn nicht mehr…

Dafür die hetzenden Menschen, die durch die Sperren schritten und an den Bahnsteigkanten stehenblieben.

Nicht alle, die sich hier unten aufhielten, wollten auch in die Züge steigen. Einige Menschen hatten auf den Bänken übernachtet, waren gerade aufgewacht und hingen als traurige Gestalten herum.

Viele Wände waren besprayt oder beschmiert worden. Jugendliche standen zusammen und vertrieben sich die Zeit.

Mich sprachen zwei Typen mit grün gefärbten Haaren an und wollten mir Zigaretten verkaufen. »Verschwindet.«

»Schon gut, Mister, schon gut.« Sie gingen weiter, trafen zwei Mädchen und blieben bei ihnen stehen.

Ich ging an der Gruppe vorbei und näherte mich dem Bahnsteig, wo ich auch einsteigen musste.

Um diese Zeit fuhren die Bahnen rasch hintereinander, um die Menschenmassen bewältigen zu können. Immer wenn ich auf die

›Tube‹ wartete, kamen mir einige Fälle in den Sinn, die ich bereits mit den U-Bahnen erlebt hatte. Einmal hatte mich die Bahn sogar in eine andere Dimension geschafft. Menschen auf dem Bahnsteig, Gesichter. Manche leer, andere versonnen blickend, wieder andere ärgerlich schauend, wenn die Menschen an den vor ihnen liegenden Tag dachten. Das Bild änderte sich fast nie, war jeden Morgen das gleiche, eben weil die Leute in diesen Rhythmus hineingepresst wurden.

Mich erschreckte diese maskenhafte Gleichgültigkeit. Da waren keine Emotionen vorhanden. Wer sie tatsächlich verspürte, der verstand es meisterhaft, sie zu unterdrücken.

Der Zug war pünktlich. Von der linken Seite her rauschte er in den Bahnhof. Aus dem Tunnelloch drang die tonnenschwere Masse Stahl, die über die Schienen getrieben wurde, begleitet von schrillen, ratternden und zischenden Geräuschen, die abnahmen, als der Zug an Tempo verlor.

Wie rollende Kästen huschten die ersten Wagen an mir vorbei. Ich stand immer an einer bestimmten Stelle und wusste auch genau, wo ich einzusteigen hatte.

Vor mir öffnete sich die Tür. Einen halben Schritt ging ich zur Seite, um den einsamen Fahrgast aussteigen zu lassen, der den Wagen an

dieser Station verließ.

Ich war der dritte, der einstieg. Niemand drängelte oder hetzte, alles lief nach dem eingespielten Ritual ab. Es fuhren fast immer die gleichen Personen, und so war es schon fast eine Selbstverständlichkeit, dass jeder irgendwo seinen Stammplatz im Wagen besaß, wo er sich hinstellte, sich an einer Stange oder einem Griff festhielt und in der anderen die lesegerecht gefaltete Zeitung hielt, die er während der Fahrt studierte.

Ich machte da ebenfalls keine Ausnahme. Es ging ja alles automatisch, war wie jeden Tag.

Das Schließen der Türen, die Geräusche der Fahrgäste, die leise geführten Unterhaltungen der meist weiblichen Fahrgäste, der Geruch von Mensch, Druckerschwärze und Metall und dazwischen das harte Umblättern der gefalteten Seiten.

Eine Welt für sich, an die man sich jedoch sehr gut gewöhnen konnte.

Wir rollten los.

Auch das bekam ich kaum mit. Ich hatte mich ebenfalls festgeklammert.

Die Hand umschloss einen Haltegriff. Den Ruck beim Anfahren bekamen wir alle mit und pendelten ihn als Profifahrer geschickt wieder aus.

Wenig später zischten die Kästen hinein in den Tunnel, und wie immer flackerte das Licht.

In Europa tat sich wieder einiges, wie ich auf der ersten Seite lesen konnte. Germany wuchs immer mehr zusammen, und einigen meiner Landsleute passte dies nicht. Die entsprechenden Kommentare waren zu lesen.

Ich verstand diese Menschen nicht, denn ich fühlte mich längst als Europäer und nicht als Insulaner wie viele Briten. Deutschland gehörte nun mal zusammen. Ich hatte es selbst gemerkt, als ich in Leipzig den Leichenfürst jagte.

Bei der nächsten Station stiegen mehr Fahrgäste ein als aus. Wir mussten enger zusammenrücken. Keiner murrte, in den Londoner U-Bahnen ging es gesittet zu, zumindest während des Berufsverkehrs.

Die erste Seite der Zeitung hatte ich gelesen, wollte umblättern und bewegte mich dabei.

Mit dem Ellbogen stieß ich gegen einen Kopf, wollte mich dafür entschuldigen, schaute aber hin - und verstand die Welt nicht mehr.

Neben mir stand der Junge!

Gegen seinen Kopf war ich gestoßen. Er reichte mir fast bis zur Schulter, schaute hoch, mich an, so dass wir uns in die Augen sehen konnten, und wieder überkam mich dieses ungute Gefühl. Der Blick des Jungen kam mir vor, als sollte ich bis in die Tiefen meiner Seele

ausgelotet oder seziert werden.

Seine Lippen bewegten sich, er lächelte leicht. Die Mundwinkel zuckten dabei.

Ich nickte ihm zu, bevor ich mich für den Rempler entschuldigte. Er hob nur die Schultern.

Ich wollte weiterlesen, schaffte es aber nicht, mich zu konzentrieren. Der Junge lenkte mich einfach zu stark ab. Dabei gelang es mir nicht zu unterscheiden, ob mir seine Anwesenheit ein körperliches Unwohlsein bescherte. Es gefiel mir einfach nicht, dass er neben mir stand.

Wegschicken konnte ich ihn nicht.

»Wir haben uns oben schon gesehen, nicht?« sagte er ruhig.

Ich ließ die Hand mit der Zeitung sinken. »Das stimmt.«

»Wohin fahren Sie denn?«

»Zu meiner Arbeitsstelle.«

»Ach so.«

»Und was ist dein Ziel?« Er hob die Schultern, schaute an mir vorbei.

»Ich weiß nicht genau. Durch London.«

»Dann kennst du die Stadt nicht?«

»So ist es.«

»Von wo kommst du denn?« Nach dieser Frage verengten sich seine Augen. »Ja, woher komme ich wohl. Von weit weg, wissen Sie.«

»Aber aus England?«

»Das schon. Meine Heimat sind die Steine.«

»Natürlich«, sagte ich, bevor ich erschrak. »Was ist deine Heimat? Die Steine?«

»Ja.«

»Welche denn?«

»Die bekannten eben. Stonehenge. Kennen Sie Stonehenge? Die Steine sind ein Kunstwerk, ein Wunder. Ich komme von ihnen. Ich suche Steine, ich bin geschickt worden.«

Er wusste, dass er genug geredet hatte. Das stimmte auch, denn mir war verdammt viel Stoff zum Nachdenken gegeben worden. Der Junge, Stonehenge, dieses geheimnisvolle Gebiet, das man als Zentrum für Mystiker und Esoteriker ansehen konnte, wie sollte ich das alles unter einen Hut bringen? Hatte der Junge die Wahrheit gesprochen, oder log er?

Ich suchte in seinem Gesicht eine Antwort zu finden, aber da war nichts zu sehen. Es blieb glatt, und seine Augen waren weiterhin prüfend auf mich gerichtet.

»Habe ich richtig gehört? Stonehenge?«

»Sie haben, Mister.«

»Aber da wohnt man nicht.« Er fragte: »Sind Sie sicher?« Dieser Satz hörte sich so ähnlich an, als würde er mich auslachen. »Ja, da bin ich

sicher.«
»Dann kennen Sie die Steine?«
»Das kann man wohl sagen.«
Er nickte, bevor er seine glatte Stirn runzelte. »Und sie haben sich nicht verändert im Gegensatz zu damals.«
»Wie meinst du?«
»Ich spreche von der Vergangenheit, Mister. Ich kenne sie schon sehr lange. Ich hatte nur das Pech hinzufallen, verstehen Sie?«
»Nein.«
»Ist auch nicht schlimm. Es gibt viele Verwandte von ihnen. Das müssen Sie mir glauben.«
Der Junge wurde für mich immer mehr zu einem Rätsel. Die Umgebung interessierte mich nicht, ich wollte mit ihm reden, denn ich wurde den Eindruck nicht los, dass seine Worte sich nicht nur aus Spinnereien zusammensetzten. Da steckte möglicherweise mehr dahinter.
Zu einer weiteren Unterhaltung kam es zunächst nicht, weil wir in die nächste Station einliefen. Intervallweise und ruckartig bremste der Zug ab.
Wir bekamen wieder das übliche Rütteln und Schütteln mit, glichen es aus, einige Fahrgäste verließen den Wagen, man drückte mich zur Seite und auch den Jungen.
Aber der war weg!
Zuerst wollte ich es nicht glauben, drehte mich auf der Stelle, suchte ihn, schaute zu den beiden Wagentüren hin, denn dort hätte er sein müssen, aber er war nicht mehr zu sehen.
Als hätte er sich in Luft aufgelöst…
Ich schüttelte den Kopf. Einen halben Schritt entfernt saß eine Frau, die zusammen mit mir eingestiegen war. Fast böse schaute sie mich an, als ich sie auf den Jungen hin ansprach.
»Was wollen Sie?«
»Nur wissen, ob Sie den schwarzhaarigen Jungen gesehen haben, der neben mir gestanden hat.«
»Ich glaube schon.«
»Gut. Haben Sie auch mitbekommen, ob er an dieser Station den Wagen verlassen hat?«
»Wieso fragen Sie das?«
»Weil er nicht mehr da ist und ich es wissen möchte.«
Sie holte tief Luft und rückte ihre Lesebrille zurecht. »Wenn der Kleine nicht mehr da ist, Mister, dann muss er wohl den Wagen verlassen haben. Ist doch logisch - oder?«
»Sollte man annehmen.«
»Schön, dann lassen Sie mich zufrieden.«
»Entschuldigen Sie.« Ich kam mir ja selbst dumm vor, diese Fragen

gestellt zu haben, aber das Verschwinden des Jungen war tatsächlich etwas merkwürdig gewesen.

Der Zug ruckte wieder, er fuhr an. Das Schaukeln begann, ich hielt mich fest, die Zeitung hatte ich in die Seitentasche gesteckt.

Neben mir hörte ich das etwas hell klingende Räuspern, schaute hin und sah den Jungen wieder.

Er stand neben mir, als wäre er nie fort gewesen!

***

Ruhig und tief durchatmen, John, sagte ich mir. Nur nicht durchdrehen, nur keine Überreaktion zeigen. Ruhigbleiben, zusammenreißen und so tun, als wäre nichts gewesen.

Nur das fiel mir schwer, denn das Erscheinen des Jungen hatte mich aus der Fassung gebracht.

»Was ist los, Mister? Sie… Sie sehen so anders aus. Sie sind blasser geworden, auf Ihrer Stirn liegen Schweißperlen. Ist Ihnen schlecht? Können Sie die Fahrt nicht vertragen?«

Durch diese Fragen fühlte ich mich irgendwo auf den Arm genommen.

Gleichzeitig kam ich mir vor wie ein Spielball, mit dem der Junge machte, was er wollte.

»Nein, mir geht es prima.«

»Das ist gut. Ich dachte nur…«

»In der Tat habe ich mir Sorgen um dich gemacht. Du warst plötzlich verschwunden.«

Jetzt staunte er. »Ich soll weg gewesen sein.« Sein Lachen flatterte mir entgegen. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Weil ich dich nicht mehr sah und du meiner Ansicht nach auch nicht an der letzten Station ausgestiegen bist. Ich hatte den Eindruck, als hättest du dich in Luft aufgelöst.«

»Kann man das denn?«

»Nicht im Normalfall.«

»Dann bin ich unnormal.«

»Das hast du gesagt. Wie heißt du eigentlich?«

Er schmunzelte. »Ja«, wiederholte er sinngemäß. »Wie heiße ich eigentlich?«

»Hast du keinen Namen, oder willst du ihn mir nicht sagen? Du mußt nicht, es war nur eine Frage.«

»Sie können mich Tim nennen.«

Ich hob die Schultern. »Wenigstens etwas. Ich heiße übrigens John.«

»Ich weiß.«

Er hatte die Antwort so hart gegeben, dass sie mich überraschte.

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß eben vieles.«

Ausgerechnet jetzt mischte sich die Frau ein, bei der ich mich nach dem Jungen erkundigt hatte. »Da ist doch der Bengel«, sagte sie und schielte uns von der Seite her über ihre Lesebrille hinweg an. »Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir gewollt haben.«

»Ich war eben…«

»Hören Sie auf, Sie…« Plötzlich fing sie an zu fluchen und schleuderte ihre Lesebrille weg. Sie fiel auf ihren Schoß, wo sie für einen Moment liegenblieb, bevor die Frau sie wieder anhob und sich beide Gläser kopfschüttelnd betrachtete.

»Kaputt!« beschwerte sie sich. »Verdämmt noch mal, das Glas ist gesprungen, einfach so. Mist auch!«

Ich schaute nicht die Frau an, dafür den Jungen und entdeckte auf seinen Lippen ein feinsinniges und irgendwo wissendes Lächeln. Sollte er mit diesem Vorgang zu tun haben?

Es gab Menschen, die eben außergewöhnliche Kräfte besaßen. Und das war an kein Alter gebunden.

»Die Frau gefällt mir nicht«, sagte Tim so leise, dass nur ich ihn verstehen konnte. »Sie ist einfach nicht gut, John Sinclair.«

Jetzt spürte ich den Klumpen in der Kehle und im Magen. Verdammt, der kannte meinen Nachnamen! Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter, wie bei jemand, den ich nicht mehr loslassen wollte. »Ich glaube, Tim, wir müssen uns in aller Ruhe unterhalten!«

»Tun wir das nicht schon?« fragte er voller Unschuld.

»Ich habe dir meinen Nachnamen nicht gesagt. Du aber wusstest ihn woher?«

Er hob die Augenlider an, die dunklen Pupillen weiteten sich dabei. In diesem Moment wirkte er auf mich sehr fremd, aber auch irgendwie geistesabwesend.

»Willst du nicht reden?«

Plötzlich lachte er. »Doch, ich will reden. Ja, ich werde es dir sagen, John.«

»Dann bitte.«

»Die Steine berichteten davon. Ich komme von den Steinen her, und sie haben mir schon viele Wege gezeigt. Sie können mit mir reden, sie sprechen mit mir, ich kann sie verstehen, denn tief in ihnen lauern die Botschaften einer längst vergangenen Zeit. Es ist wirklich wunderbar, mit ihnen zu sprechen.«

»Das kannst du?«

»Ich schwöre es bei meinem Ahnherrn.«

»Den hast du auch?« tat ich verwundert.

»Natürlich habe ich ihn. Mein Ahnherr ist ein besonderer Mensch gewesen…«, er überlegte und legte dabei den Kopf zur Seite. »Oder kann man es auch anders ausdrücken?«

»Wie denn?«

»Ich kenne ihn nicht genau, aber er trug immer eine Kutte, eine helle Kutte.«

Wieder rollten wir in eine Station. Es war die vorletzte für mich. An der nächsten musste ich den Wagen verlassen, um in mein Büro zu kommen. Die Frau mit der zersprungenen Brille erhob sich. Bevor sie zur Tür ging, warf sie uns beiden einen bösen Blick zu, als trügen wir daran die Schuld, dass ihr Sichtfenster zerbrochen war.

Auch andere Fahrgäste wollten aussteigen. Wir mussten im Mittelgang Platz schaffen. Ich hielt die Augen offen, denn mir sollte nicht noch einmal passieren, dass Tim verschwand, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Diesmal blieb er. Sehr interessiert schaute er durch die Scheibe nach draußen und beobachtete drei junge Männer, die Lederkleidung trugen und ihre Haare farbig gefärbt hatten. Eigentlich waren sie harmlos, nur hatten diese drei schon reichlich dem Alkohol zugesprochen, was ihrem Benehmen anzumerken war.

Ausgerechnet sie stiegen in unseren Wagen und rollten sich förmlich hinein, indem sie sich an den Haltestangen festklammerten und so der Wagenmitte entgegenschwangen.

Ihr Anführer schickte seine leere Bierbüchse in den Gang hinein. Als der Wagen anfuhr, rollte sie unter einen Sitz. Die drei hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Sie schwankten, pöbelten, als sie weitergingen, Fahrgäste an und zogen eine ältere Frau rücksichtslos von ihrem Sitzplatz hoch, weil sie die Bank besetzen wollten. Der Mann gegenüber war schon freiwillig aufgestanden.

Ich gehöre zu den friedliebenden Menschen, aber irgendwo gibt es Grenzen.

Die waren nun erreicht.

Als ich mich in Bewegung setzen wollte, es waren nur drei Schritte bis zu dem Pöbel, hielt mich der Junge fest. »Nein, John Sinclair, nicht du.«

Ich drehte den Kopf. »Was soll das heißen?«

»Das mache ich.«

»Was willst du…?«

Er war weg! Ich rieb verwundert meine Augen. Ohne dass es mir aufgefallen wäre, hatte er mich passiert und stand plötzlich neben den drei Typen.

Er schaute sie an.

Die Kerle bemerkten ihn zunächst nicht, vielleicht wollten sie ihn auch nicht bemerken, aber Tim trieb es auf die Spitze, als er sich neben den einen setzte.

Es war der Anführer, und der ließ sich so etwas nicht gefallen. Zuerst glotzte er nur, weil er wohl nicht fassen konnte, was da geschehen war.

Dann holte er tief Luft, winkelte gleichzeitig den Arm an und rammte Tim den Ellbogen in die Seite.

Normalerweise wäre der Junge durch diesen Treffer in den Mittelgang hineingeschleudert worden. Das passierte nicht. Er blieb auf dem Fleck sitzen wie ein Steinblock.

Nur der Typ mit dem gefärbten Haar stöhnte auf, presste seine Hand gegen den Ellbogen, als hätte er dort Schmerzen.

Ich hielt mich zurück, obwohl ich gern eingegriffen hätte. Irgendetwas aber hinderte mich daran. Es kam mir vor, als hätte sich zwischen dem Jungen und mir eine Mauer aufgebaut, die mich nicht weitergehen lassen wollte.

Die anderen Fahrgäste kümmerten sich nicht um die Szene. Einige von ihnen schauten bewusst zur Seite. Niemand wollte mit diesen drei Typen Krach haben.

Der Anführer rieb noch immer seinen Ellbogen. Die beiden anderen hockten ihm gegenüber und lachten wie Tauben, so girrend. Ihre Köpfe mit den bunten Irokesenschnitten wackelten. Der am Fenster hockende prustete so stark, dass Speichel aus seinem Mund strömte. »Da hast du dir einen gefangen, Clancy.«

»Scheiße!« Clancy stand auf. Er starrte von oben herab auf den Kopf des Jungen, der ruhig sitzen geblieben war und in die Höhe schielte. Er wartete auf den Angriff des Typs oder zumindest auf eine seiner Drohungen.

»Dich stampfe ich in den Sitz, du Wicht!« keuchte der Schläger. Mit einer Hand hielt er sich fest, die andere hatte er zur Faust geballt, um sie auf Tims Kopf zu schlagen.

Es blieb beim Vorsatz, denn niemand, auch ich nicht, hatte mit der Reaktion des Jungen gerechnet. Und sie traf die drei jungen Männern wie ein tödlicher Schock…

***

Auf einmal brüllten sie los, als würden sie gemeinsam auf einem Spieß stecken.

Ich hatte den Grund selbst nicht erkennen können, aber Sekunden später sah ich es.

Die Stange, an der sich Clancy festhielt, hatte eine rotglühende Farbe bekommen. Sie musste heiß sein, und er konnte nicht loslassen. Seine Haut verschmorte ebenso wie die an den Händen der anderen beiden, denn sie hatten ihre Arme auf die Lehnen gelegt, die vor meinen Augen einfach wegschmolzen.

Das Brüllen der drei Kerle war fürchterlich. Es brauste wie ein makabrer Donner durch den Wagen. Tränen stiegen ihnen in die Augen. Sie holten Luft, während sie jammerten. Sie trampelten mit den Füßen, und am Arm des Anführers rann die abgelöste Haut der

Handfläche wie ein heller Ölstreifen nach unten.
Tim war verschwunden!
Er war auch nicht aufgestanden. Vielleicht hatte ich als einziger das Flimmern mitbekommen, das seine Gestalt für die Dauer einer kaum erfassbaren Zeitspanne umgab. Dieses genau hatte ausgereicht, um die Gestalt einfach aufzulösen.
Nur die drei Schläger hockten auf ihren Plätzen. Verletzt, verbrannt, schreiend und wimmernd.
Es hatte keinen Fahrgast mehr auf den Sitzen gehalten. Außer mir wagte es auch niemand, sich dem Ort des Geschehens zu nähern. Ich ließ mir ebenfalls Zeit, war vorsichtig und schaute auf die zusammengekrümmt daliegenden Gestalten.
Der Anführer lag zwischen den Sitzen auf dem Boden. Er hielt seine Hand, als könnte er sie so kühlen. Sein Gesicht war verzerrt, vor dem Mund sprühte Speichel.
Die Hand hatte er sich an der glühendheißen Haltestange verbrannt. Ich wollte sie ebenfalls anfassen und damit die Probe aufs Exempel machen. Sehr vorsichtig näherte ich meine Handfläche dem Ziel - und musste erleben, dass sie völlig normal war.
Weder Hitze noch Wärme strömten von ihr ab. Ich sah nur die Flecken der Hände, die auf ihr lagen.
Ich verstand die Welt nicht mehr und suchte auch nicht nach großen Erklärungen. Wichtig waren die drei Schläger. Sie mussten in ärztliche Behandlung.
Als hätte der Anführer meine Gedanken erraten, so streckte er mir seine Hand entgegen und drehte sie so, dass ich gegen die verbrannte Innenfläche schauen konnte.
Sie bot ein Bild des Schreckens.
Zwischen der aufgerissenen Haut sah ich das nackte Fleisch, das von Blutklumpen überzogen war. An einigen Stellen hingen auch verbrannte Hautfetzen wie lästige Tuchreste.
Den anderen beiden war es kaum anders ergangen. Auch ihre Hände zeigten schwere Verletzungen. Dabei hatten sie eigentlich noch Glück gehabt, denn dieser Junge hätte sie auch töten können, was mir in diesem Augenblick bewusst wurde.
Ich richtete mich in dem Moment auf, als der Zug hielt. Die Türen konnten sich nicht so schnell öffnen, wie die Fahrgäste zu den Eingängen strömten.
Der Ruf nach der Polizei wurde laut. Sehr rasch liefen Bahnbeamte herbei und betraten den Wagen.
Sie sahen mich und meinen Ausweis.
»Sir?«
»Holen Sie einen Arzt. Diese drei jungen Männer hier müssen unbedingt in ärztliche Behandlung.«

»Gut.«
Der Zug würde nicht mehr weiterfahren. Ich blieb im Wagen. Von außen glotzten die Neugierigen herein. Ihre Gesichter sahen durch die Scheiben weiß wie Bettlaken aus. Sie sprachen zwar miteinander. Was sie allerdings sagten, konnte ich nicht verstehen.
Nach wie vor stand die Szene wie festgemauert in meiner Erinnerung.
Ich fragte mich auch, was ich persönlich falsch gemacht hatte, konnte jedoch nichts finden. Mit dieser schaurigen Entwicklung hätte niemand rechnen können, auch ein Hellseher nicht.
Die aggressiven drei jungen Männer waren nur mehr weinende Bündel, die Trost brauchten, den ich ihnen gab. Ich sprach davon, dass sie in ärztliche Behandlung kommen würden und auch davon, dass man Haut wieder anpflanzen konnte.
»Das geht doch nicht!« keuchte der Jüngste von ihnen. Er hatte mit seiner blutigen Handfläche über das weißviolette Haar gestrichen und eine dementsprechende Farbe hinterlassen.
»Doch, das schaffen die Weißkittel.«
Er weinte. Ich fragte den Anführer danach, was er gespürt hatte, als ihn die Attacke erwischte.
»Es war schlimm. Es hat uns zerrissen. Das… das war kein Mensch, Mister. Das ist ein Monster gewesen…«
Ich enthielt mich einer Antwort, denn so unrecht hatte der Verletzte mit dieser Bemerkung nicht. Auch ich sah Tim längst mit anderen Augen an.
Für mich war er ein Veränderter, jemand, der durch Schwarze Magie beeinflusst worden war und der etwas von den Steinen - Stonehenge erzählt hatte. Stammte er tatsächlich von dort? Ein Mann im weißen Kittel und einer Tasche am Arm stürmte in den Wagen. Zwei Sanitäter folgten ihm. Der Arzt kannte mich. Er stellte die Frage mit den Augen.
Während er sich um die Verletzten kümmerte und Erste Hilfe leistete, berichtete ich von den Verbrennungen.
»Einfach so, Mr. Sinclair?« Die Skepsis in seiner Stimme war ebenso verständlich wie der Blick. Ich hob die Schultern. Er strich das dunkle Haar aus der Stirn, bevor er dem letzten jungen Mann eine Spritze gab.
»Ich will ja nichts heraufbeschwören, aber ich kenne Sie.«
»Klar, dann erübrigen sich ja gewisse Fragen.«
»Natürlich.«
»Wenn noch etwas ist, Sie wissen, wo Sie mich finden können. Ich habe heute eigentlich Bürodienst.«
»Viel Spaß, Sinclair. Und geben Sie acht, dass Sie sich nicht verbrennen.«
»Keine Sorge, ich trage etwas zum Löschen bei mir.« Sehr überzeugt

hatte meine Antwort auch nicht geklungen…

***

Seit einigen Tagen wusste Helen Conrad, dass mit ihrem Mann Frank etwas nicht stimmte. Er war ruhiger geworden, eigentlich noch stiller als sonst und hatte sich stärker in seine Arbeit vertieft.

Das hätte seine Frau Helen geärgert, nicht beunruhigt. Der Ausdruck in den Augen ihres Gatten hatte diese Beunruhigung in ihr hochsteigen lassen.

Frank sah ängstlich aus. Nicht mehr der große Wille im Blick, mehr die Angst. Wenn er sich unbeobachtet fühlte, dann war es ihr vorgekommen, als hätte er leise geweint.

Helen Conrad wusste, dass sie einen Wissenschaftler geheiratet hatte.

Seit, fünfzehn Jahren waren sie ein Paar, und sie war auch davon ausgegangen, dass sie ihre Ehe mit einer zweiten Frau, der Wissenschaft, wie sie immer sagte, teilen musste.

Zum Glück forschte er im Inland. Die alten Kelten hatten es ihm angetan.

Er wollte dieses Volk erforschen, wollte wissen, wie es gelebt hatte und war oft genug derjenige gewesen, der keine Ruhe fand, wenn es darum ging, immer wieder neue Gebiete zu erschließen, die mit einem Hauch von Mystik umgeben waren.

Dazu gehörten alte Opferstätten, geheimnisvolle Orte, wie auch die gewaltigen Steinformationen von Stonehenge, wo Frank Conrad schon Tage und Nächte verbracht hatte, völlig im Bann seiner Arbeit.

In den letzten Wochen allerdings war er nicht von seinem Zuhause fortgewesen. Gut, er hatte einige Gast-, Vorlesungen in Oxford gehalten, aber das zählte Helen nicht.

Ansonsten hatte sich Dr. Conrad mit seinen häuslichen Forschungen beschäftigt, ohne sich allerdings um seine Frau dabei zu kümmern. Sie sagte immer, dass er da war, aber trotzdem nicht anwesend. Seine Gedanken und auch Handlungen drehten sich einzig und allein um seine Arbeit.

Die Depressionen oder das Vertiefen in die seelische Einsamkeit waren nicht über Nacht gekommen. Es hatte zwei Wochen gedauert. Wenn Helen ihren Mann darauf ansprach, war die Antwort nur mehr ein Schulterzucken gewesen, sonst nichts.

Sie gehörte nicht zu den Frauen, die sich duckten. Mit beiden Beinen stand sie im Leben, arbeitete als Programmiererin halbtags und sah alles sehr realistisch. Einen Draht zur Historie oder zur Archäologie besaß sie nicht.

An diesem Tag war sie etwas später zurückgekommen. Ihren Mann fand sie im Garten sitzend vor. Er hockte in seiner Stammecke, wo eine mit Efeu überrankte Mauer, ihn vor Blicken schützte und das

kleine Dach den Regen und auch die heißen Sonnenstrahlen abhielt. Der Tisch, die beiden Stühle, überhaupt die gesamte Anlage in diesem Teil des Gartens strahlten eine gewisse Gemütlichkeit aus, die von beiden Conrads so sehr geliebt wurde.

Helen, eine hochgewachsene Frau mit blonden Haaren und modischer Brille, hatte schon auf ihren Mann zugehen wollen, als sie ihren Schritt im letzten Augenblick zurückhielt.

Nicht dass sie gern ihren Mann beobachtet hätte, aber seine Haltung gefiel ihr überhaupt nicht. Er hockte auf dem Stuhl, den Oberkörper nach vorn geschwungen, die Ellenbogen aufgestützt, das Gesicht zwischen den Händen vergraben, starrte gegen ein aufgeschlagenes Buch und stierte trotzdem ins Leere..

Helen kannte diesen Blick. Sie bezeichnete ihn als stumpf und deprimiert. Das hatte nichts mit Nachdenklichkeit oder Melancholie zu tun, das war einfach schlimm.

Durch den Mund holte sie Luft und ließ den Atem anschließend geräuschvoll durch die Nase wieder ausströmen. Was sie da sah, gefiel ihr nicht. Das bereitete ihr große Sorgen. Wenn sich bei ihrem Mann nichts tat, würde er noch eingehen.

Manchmal hatte sie den Eindruck, als wäre sein Verhalten schon die Vorstufe zum Selbstmord.

Er hatte sie noch nicht gesehen und gab sich deshalb so, wie ihm zumute war.

Helen hörte ihn seufzen, sah, wie er sich zurücklehnte, über seine schweißnasse Stirn strich und sich dann den grauen Knebelbart zurechtzupfte, als wollte er ihn modellieren.

Danach starrte er über das Buch hinweg und in den Garten, bis zu dem grünen Maschendrahtzaun, der von Obststräuchern überwuchert war. Er strich über seine Augen und die zuckenden Wangen. Beweise dafür, dass er weinte. Wieder einmal.

Diese Gefühlsaufwallung ließ seine Frau nicht kalt. Helen ballte eine Hand zur Faust. »So geht das nicht weiter!« flüsterte sie. »Das kann man nicht hinnehmen. Er muss endlich aus seinem verdammten Schneckenhaus heraus.«

Sie nahm jetzt keine Rücksicht mehr, setzte ihre Füße sehr laut auf und sah, wie Frank erschrak. »Du?«

»Ja, ich.«

Frank schluckte. Mit einem Taschentuch wischte er über sein Gesicht.

Danach versuchte er zu lächeln. »Es… es ist sehr heiß heute. Ich musste mir das Gesicht abtrocknen.«

»War es Schweiß?«

Irritiert blickte er Helen an. »Natürlich war es Schweiß. Was soll es denn sonst gewesen sein?«

Sie beugte sich vor. »Tränen, Frank. Ganz simple, ganz normale

Tränen. Ich weiß es.«
»Nein, du…«
»Hör auf, Frank! Sag nicht, dass ich mich irre. Es waren Tränen, die du vergossen hast.« Helen schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.
»Und ich will, verdammt noch mal, wissen, weshalb? Ich will, dass du mir sagst, was mit dir los ist. Weshalb bist du in diese depressive Phase hineingeraten? Was ist der Grund, Frank? Ich will hier und jetzt, dass du mit mir darüber redest.«
Er hob den Blick. Seine Augen besaßen noch immer die strahlende Bläue der Jugend. Damals war Helen so sehr davon fasziniert gewesen, auch heute liebte sie ihren Mann noch immer, und wenn er sie mit einem bestimmten Blick anschaute, schmolz sie zumeist dahin. Diesmal ließ sie sich davon nicht beeinflussen. Sie zog den zweiten Stuhl heran und ließ sich Frank gegenüber nieder. »Sprich!«
»Worüber?«
»Über deine Probleme, Frank.«
»Uns geht es doch gut, Helen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Mir ja, aber dir nicht. Und wenn es dir nicht gut geht, fühle auch ich mich schlecht. Ich habe dich in den letzten Wochen sehr genau beobachtet, und ich weiß, dass du dich mit schweren Problemen herumschlägst. Du hast dich abgekapselt. Deine Seele ist geschädigt worden, sie hat Knoten bekommen. Irgendetwas bedrückt dich. Ich will, dass du mit mir darüber redest.«
Dr. Frank Conrad lächelte, bevor er mit schwacher Stimme »Ach, Helen« sagte und nach ihrer Hand greifen wollte, die sie sehr schnell wieder zurückzog.
»Nein, nicht auf diese Tour. Sag, was dich bedrückt. Mehr will ich gar nicht von dir.«
Er räusperte sich. »Das ist natürlich schwer, Helen. Es hat mit uns nichts zu tun.«
»Du gibst es also zu?« Sein Nicken fiel leicht aus. »Ja, ich kann es nicht leugnen. Da ist etwas.«
»Und was?«
Frank Conrad blickte an seiner Frau vorbei. Er sah aus, als wollte er einen letzten Blick in den Garten werfen, um von ihm Abschied zu nehmen. »Dieses Problem hat nichts mit uns zu tun, Helen, das kann ich dir schwören.«
»Ja, schon gut. Mit wem dann?«
»Beruflich, Helen.« Sie lächelte. »Das habe ich mir beinahe gedacht. Hast du Schwierigkeiten auf der Uni?«
»Ach, ich doch nicht.« Fast wütend gab er die Antwort. »Ich komme gut zurecht.«
»Was stört dich dann?«
»Die Angst, Helen. Die verdammte Angst. Sie ist wie ein Ballon in

meinem Innern, der immer stärker aufgeblasen wird und irgendwann platzen muss. Ich glaube, dass es jetzt soweit ist. Dieser Ballon steht kurz vor dem Platzen.«

»Was ist der Grund? Weshalb hast du Angst, Frank? Und vor wem fürchtest du dich?«

»Vor meiner eigenen Courage. Vor meinem eigenen Job. Einfach vor meiner Arbeit.«

»Aber Frank, das hast du noch nie getan.«

»Stimmt.«

»Warum jetzt?«

»Weil ich mich in der letzten Zeit um gefährliche Dinge gekümmert und damit einen Stein ins Rollen gebracht habe. Ich will ehrlich sein. Ich hätte von einer gewissen Sache die Finger lassen sollen. Jetzt ist es zu spät. Ich habe etwas erweckt, das nicht gut ist.«

»Was denn und wo?«

Dr. Conrad lehnte sich zurück. Er schaute gegen den hellen Himmel, über den die Sonnenstrahlen ein Tuch gelegt hatten. »Es war bei meinem letzten Ausflug.« Er nannte seine Forschungen stets einen Ausflug.

Helen war gut informiert. »Stonehenge?«

»Genau dort.«

Bevor er weitersprechen konnte, hob die Frau eine Hand. »Las mich überlegen, Frank. Als du zurückkehrtest, hatte ich tatsächlich das Gefühl, als wäre mit dir etwas geschehen. Du hast dich mir gegenüber sehr verändert gezeigt. Du warst verschlossen, und bei dir begannen auch die Angstzustände.«

»Richtig, Helen. Du hast völlig recht.«

Sie verdrehte die Augen. »Und warum, zum Teufel, hast du darüber nicht mit mir geredet?«

»Mit dir?«

»Ich bitte dich, mit wem sonst?«

Frank Conrad runzelte die Stirn. »Es war mein Problem, Helen. Einzig und allein das meinige. Du hast damit nichts zu tun.«

»Ich bin deine Ehefrau seit fünfzehn Jahren!«

»Stimmt. Ich möchte dich auch noch einmal fünfzehn Jahre und mehr an meiner Seite haben. Aber eines las dir gesagt sein, Helen. Hier bin ich privat, das andere sind berufliche Dinge.«

»Die gehen mich ebenfalls etwas an.«

»Das will ich aber nicht.« Er zeigte sich bockig. »Es reicht, wenn einer in Gefahr gerät.«

»Du willst dir also nicht helfen lassen?«

Pause, Nachdenken. »Was heißt denn helfen lassen? Du wirst nichts tun können.«

Helen Conrad hob die Hände und drehte ihren Mann die Flächen

entgegen. »All right, ich habe keine Ahnung von deinem Job, das gebe ich offen zu. Aber deine Probleme sind zwar durch die Arbeit entstanden, sie zu lösen, schafft deine Arbeit nicht. Oder irre ich mich da.«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Was weißt du überhaupt?«

Der Wissenschaftler strich über seine Augen. »Genau das ist mein Problem, Helen. Was weiß ich? Was wissen wir Menschen von gewissen Dingen? Ich kann dir da kaum helfen und mir auch nicht. Es hängt mit vielen Dingen zusammen, mit Stonehenge, mit der Vergangenheit, mit der Mystik, es ist einfach furchtbar gewesen. Ich habe da etwas in Bewegung gesetzt, von dem ich besser hätte die Finger lassen sollen, das gebe ich im Nachhinein zu.«

»Und ich stehe noch immer vor einem Rätsel.«

Frank beugte sich vor. »Willst du wirklich wissen, was damals geschehen ist?«

»Ja!«

»Dann bist du eine Mitwisserin, Helen!«

»Das ist mir egal. Wie beide sind verheiratet. Wir müssen miteinander auskommen und uns gegenseitig helfen.«

Frank Conrad hob die Schultern und griff neben sich. Die Sitzfläche war breit genug, um das schmale Buch aufzunehmen, das der Mann dorthin gelegt hatte.

Er schlug es auf. »Ich lese dir jetzt etwas über eine Waffe vor. Es ist nicht spekulativ, obgleich es sich grausam anhört. Aber du solltest genau achtgeben.«

»Bitte.«

»Es geht um den Opfertod eines Menschen durch ein bestimmtes Gerät, das schon bei den Kelten und Druiden bekannt war, und zwar um eine Garrotte.«

»Das ist doch spanisch?«

»Richtig, Helen. Zur Zeit der Inquisition haben die Spanier diese Waffe wiederentdeckt und weiterentwickelt. Das Prinzip der Garrotte ist sehr simpel. Ich spreche jetzt von der alten Kelten-Garrotte. Die Opfer wurden erdrosselt.«

Helen hatte zwar nicht zurückweichen können, aber ihr Gesicht zeigte so etwas wie Ekel. Sie begriff den Sinn dieses kleinen Vortrags nicht und fragte, ob ihr Mann Furcht vor der Garrotte hätte.

»Das ist nicht das Problem.«

»Was dann?«

»Es ist der letzte Fund. Die Person, die ich bei den Steinen fand oder die mir dort begegnete, als ich die Formeln sprach. Da habe ich das Zeitloch entstehen lassen und muss nun die Folgen tragen, denn durch dieses Zeitloch kam Besuch.«

»Was?«
»Besuch aus der Vergangenheit!«
Helen konnte nicht anders, sie musste lachen. »Nein, das ist unmöglich, das glaube ich dir nicht. Wie kann jemand aus der Vergangenheit kommen und in der Gegenwart erscheinen.«
»Magie, Helen!« Er hatte nur geflüstert und bei seinen eigenen Worten eine Gänsehaut bekommen.
Helen Conrad saß unbeweglich. Sie musste zugeben, dass ihr Mann sie enttäuscht hatte. Nicht wegen seiner detaillierten Beschreibung der Garrotte, das war reine Technik, nein, ihr machte die Magie angst, an die ihr Mann höchstwahrscheinlich glaubte und die sie aus tiefsten Herzen ablehnte.
»Ich kann dir nicht folgen, Frank.«
»Das nehme ich dir nicht einmal übel, Helen. Ich hätte an deiner Stelle auch nicht anders gehandelt, aber es ist leider so, und damit müssen wir uns abfinden. Stonehenge ist nicht normal. Es ist ein mystischer Platz, da kann noch so oft gegen geredet werden. Ich habe es selbst erlebt, als ich die Nächte dort verbrachte. Das ist anders, Helen, glaub mir. Dort ist vieles verborgen, was wir überhaupt noch nicht erfasst haben. Unter anderem der Junge.«
»Wieso Junge?«
»Er kam aus der Vergangenheit. Er fiel praktisch in unsere Zeit, und er heißt Tim.«
»Wie nett.«
»Überhaupt nicht nett, Helen.« Frank Conrad sprach mit ernster Stimme. »Dieser Junge ist durch eine Garrotte ums Leben gekommen. Seine Halswirbelsäule wurde gebrochen.«
»Dann müsste er tot sein, Frank.«
»Richtig gefolgert. Nur ist er nicht tot. Oder sagen wir: Er ist Untot. Er lebt, er verließ die Vergangenheit und kam in unsere Zeit, um nach den Steinen zu forschen. Er liebt die Steine, er will, dass sie ihm gehorchen. Er wird sie suchen und nicht allein die, die sich auf das Gebiet von Stonehenge konzentrieren. Tim möchte alle Steine der Welt in seine Gewalt oder unter seine Kontrolle bringen, denn in den Steinen steckt Leben.«
Helen war konsterniert. So kannte sie ihren Mann nicht. So hatte er eigentlich nie geredet, und sie fragte ihn mit kaum verständlicher Stimme: »Glaubst du das, Frank?«
Dr. Conrad räusperte sich. »Mein Verstand sagt nein, aber mein Gefühl sagt ja.«
»Und weiter?«
»Ich habe Angst, dass es mir ergeht wie dem Zauberlehrling. Ich habe die Tafel gefunden, ich habe die Formel gesprochen, ich habe ihn in diese Welt geholt, ich muss damit fertig werden. Mit meiner Angst

und mit meiner kalten Furcht vor dem Tode, der bestimmt eintritt, wenn ich etwas falsch mache.«

»Was könntest du denn falsch machen?«

»Indem ich Tim nicht helfe. Ich muss an seiner Seite stehen. Er ist eine besondere Gestalt. Ich glaube nicht einmal, dass er als Kelte zurückgekehrt ist…«

»Als was dann?«

Frank Conrad hob die Schultern. »Es gibt da etwas, das noch älter ist als das Reich der Kelten. Ich weiß erst sehr wenig darüber, aber ich habe Hinweise entdecken können.«

»Worauf genau?«

»Ein rätselhaftes Land, eine andere Welt. Ein Himmelreich für die Druiden, die Eichenkundigen. Es hat einen Namen - Aibon…«

Helen trug bunte Bermuda-Shorts. Aus der rechten Tasche holte sie ein Tuch und schnäuzte ihre Nase. Dabei konnte sie überlegen. Viel war in den letzten Minuten auf sie eingestürmt, einiges hatte sie auch akzeptieren können, aber dieses Land Aibon, von dem ihr Mann nun sprach, damit kam sie einfach nicht zurecht. »Du glaubst mir nicht, wie?«

Sie steckte das Tuch wieder ein. »Es ist schwer, Frank. Das hörte sich alles an, als hättest du mir den Inhalt eines Märchenbuches erzählt. Ich habe da keinen Draht zu.«

»Das Märchen ist leider eine Tatsache, Helen.«

»Gut, bleiben wir bei dem Jungen. Er ist also aus der Vergangenheit erschienen. Was will er von dir?«

»Dass ich an seiner Seite stehe und ihm helfe.«

»Möchtest du das?«

Conrad nickte. »Als Wissenschaftler schon. Aber ich weiß auch, dass dieser Junge seine eigenen Gesetze hat, die mit unseren nicht gerade übereinstimmen.«

»Seine Taten könnten demnach illegal sein.«

»So ist es.«

»Dann löse dich von ihm, Frank.« Sie schlug mit der Faust auf den Tisch. »Las ihn einsperren, schick ihn weg! Jedenfalls wirst du dich von ihm lösen.«

»Das geht nicht mehr, Madam…«

Helen saß ganz still, auch ihr Mann rührte sich nicht. Beide waren bleich geworden, denn gesprochen hatte Tim, der plötzlich da war und auf sie zukam…

***

»Der Junge stellt eine Gefahr für die Menschheit dar, John?« fragte mich Sir James.

»So sehe ich es.«

»Dann stoppen Sie ihn!«
»Und wie, bitte?«
»Sie werden ihn finden und…« Den Rest ließ er unausgesprochen.
»Ich müsste ihn zurück in seine Zeit schicken.«
»Das wird es wohl sein.«
Es war kein aufschlussreiches Gespräch, das wir beide im Büro des Superintendenten führten. Es konnte nicht viel dabei herauskommen, denn es lagen zu wenige Fakten vor.
Was wusste ich denn?
Tim war erschienen, hatte seine Stärke bewiesen und mir erklärt, dass er aus Stonehenge gekommen war. Wahrscheinlich musste ich dorthin reisen, um mehr über ihn zu erfahren.
»Wieso kannte er Ihren Namen, John?«
»Das frage ich mich auch.«
»Haben Sie schon darüber nachgedacht?« Sir James sprach zu mir wie ein Lehrer zu seinem Schüler. Und wie ein Lehrer sah er auch aus, denn er trug ein Jackett, im Gegensatz zu mir. Ich hatte mich für ein luftiges Hemd und eine leichte Hose entschieden.
»Sicher, Sir.« Ich hob die Schultern. »Was soll ich tun? Ich bin leider bekannt geworden im Laufe der Zeit.«
Er verzog den Mund. »Da haben Sie recht, John, Sie sind bekannt geworden, aber auch in Stonehenge? Wie ich weiß, haben Sie dort nicht so viel zu tun gehabt.«
»Allerdings…«
»Und von dort kam dieser Tim. Es muss also eine Verbindung zwischen ihm, Stonehenge und Ihnen geben. Wenn Sie die herausgefunden haben, ist der Fall gelöst.«
»Geben Sie mir fünf Minuten, dann ist alles klar«, erwiderte ich sarkastisch.
»Jetzt werfen Sie nicht das Gewehr ins Getreide. Denken Sie nach. Was ist Stonehenge?«
»Keine Ahnung.« Ich räusperte mich. »Man spekuliert, man denkt nach. Wissenschaftler ebenso wie Mystiker. Haben die Kelten die Steine aufgestellt, oder war es ein anderes Volk?«
»Denken Sie an die Druiden, John?«
»Ja, das könnte hinkommen«, erwiderte ich zögernd. »Die Druiden hätten die Steine dank ihrer magischen Kräfte schon bewegen und damit auch aufstellen können.«
»Na bitte.«
Ich schaute in das wissende Gesicht meines Chefs und sah auch den Triumph hinter den dicken Brillengläsern leuchten. »Was meinen Sie genau damit, Sir?«
»Das ist sehr simpel. Druiden sind mächtig. Druiden haben auch Wünsche und Sehnsüchte, wenn sie einmal nicht mehr sind. Sie selbst

sind des Öfteren in diesem Land gewesen.«
Jetzt begriff ich. »Aibon!«
Sir James nickte mir über den Schreibtisch hinweg zu. »Das habe ich gemeint. Aibon kann die Lösung sein. Ich habe diesen Jungen zwar nicht gesehen, könnte mir aber vorstellen, dass er aus Aibon stammt. Es gibt doch eine Verbindung zwischen Aibon und Stonehenge, John.«
»Ich denke schon. Und nicht nur das. Sie existiert auch zwischen den Flammenden Steinen und Stonehenge.«
Sir James' Augenbrauen ruckten in die Höhe. »Wollen Sie Myxin und Kara mit in den Fall hineinziehen?«
»Das weiß ich noch nicht. Ich wünsche mir nur, dass dieser Junge noch einmal erscheint.«
»Dann drücke ich Ihnen die Daumen.«
Wenn Sir James so redete, waren wir praktisch an das Ende unseres Gesprächs gelangt. Ich stand mit langsamen Bewegungen auf.
»Viel Mumm haben Sie auch nicht gerade.«
»Bei diesem Wetter, Sir?«
»Darf uns das stören?«
»Aber sicher. Wir sind Menschen und keine Maschinen. Auch wir haben das Recht, mal kaputt sein zu dürfen. Mir hat es eigentlich schon für den Tag gereicht.«
»Brauchen Sie Urlaub?«
Die Frage war spöttisch gemeint, und ähnlich antwortete ich, allerdings nur mit einer Handbewegung, bevor ich zur Tür ging und das Büro des Superintendenten verließ.
Mit der Einladung zum Mittagessen war es nichts geworden. Glenda war allein gegangen. Im Vorzimmer hing noch der Duft ihres frischen Parfüms.
Bis Suko in London eintraf, würde es noch dauern. Also war ich auf mich allein gestellt, hockte mich hinter den Schreibtisch und sah auch die Akten vor mir liegen. Anfangen oder nicht? Ich schob sie zur Seite und legte die Beine hoch, das Telefon in Griffweite.
Jeder, der mich etwas näher kennt, weiß, dass ich viel auf mein inneres Feeling gebe.
Ich hatte an diesem Tag einfach das Gefühl, an meinem Schreibtisch hocken und warten zu müssen, bis sich etwas tat. Wenn Tim etwas von mir wollte, würde er auch wissen, wo er mich finden konnte. Und so wartete ich ab. Eine Viertelstunde verstrich. Ruhe umgab mich. Hin und wieder schaute ich zum Fenster; aber dort ließ er sich ebenso wenig blicken wie an der Tür.
Dann meldete sich das Telefon. Ich riss den Hörer an mich, meldete mich nicht mit Namen und hörte die mir seit dem Morgen bekannte, jugendliche Stimme des Jungen Tim.
»Hallo, John Sinclair.«

»Tim, verflixt…«
»Nicht aufregen, John. Bitte komm allein. Ich erwarte dich.«
»Und wo?«
»In Hamstead, bei einem gewissen Dr. Frank Conrad. Las dir nicht zu lange Zeit, bitte…«
Ende der Durchsage. Ich warf den Hörer wütend zurück und hetzte ins Vorzimmer, wo auch die Adressbücher aufbewahrt wurden. Dieser Frank Conrad musste zu finden sein.
Was Tim bei ihm und was er von mir wollte, war mir unklar. Jedenfalls hatte ich den Namen Dr. Conrad noch nie in meinem Leben gehört.

***

Helen wunderte sich über ihre Ruhe, obwohl sie diese selbst als unnatürlich bezeichnete, denn sie saß wie festgebacken auf dem Gartenstuhl und hatte die Hände um die Lehnen verkrampft, dass es schon schmerzte.
Ihren Mann hatte sie vergessen, sie interessierte sich allein für den Jungen, der um die Hausecke gegangen war und nun den Garten durchquerte.
Er sah tatsächlich so aus wie jemand, der in einer fernen Vergangenheit lebte.
Eine schwarzweiße, karierte Hose, deren Beine in den Stiefelschächten verschwanden, eine halblange Jacke mit Gürtel, das lange, dunkle Haar, die ebenfalls dunklen Augen und die leicht gebräunte Gesichtsfarbe, in der die vollen Lippen auffielen, die ein natürliches Rot zeigten. Dieser Junge machte einen harmlosen Eindruck. Es war schwer vorstellbar, dass er gefährlich werden konnte.
Überhaupt nicht ängstlich schritt er durch den Garten, schaute sich interessiert um, blieb neben einem Rosenstrauch stehen und streckte den rechten Arm aus, um den Strauch an einer bestimmten Stelle zu umfassen. »Was hat er vor?« hauchte Helen. »Ich weiß es nicht.« Frank Conrad schwitzte. Er stand unter Dauerstress. In seinen Augen leuchtete wieder die Furcht, dass in den nächsten Minuten alles aus sein könnte.
Der Junge nickte ihnen zu, bevor er mit einem Ruck den Strauch aus dem Boden riss. Die Wurzeln sahen aus wie dünne, leicht gekrümmte Finger. Von ihnen rollten noch kleine Lehmklumpen ab und blieben liegen.
Beide Conrads hörten das Zischen. Und einen Augenblick später stand der Strauch in hellen Flammen.
Helen schrie auf. Sie sprang hoch. Ihr Mann hielt sie fest, es hatte keinen Sinn wegzulaufen. »Bleib, Helen!«

Der Junge aber stand da, hielt den brennenden Strauch fest und fasste dabei den Flammen entgegen, die seinen Arm umspielten, ohne ihn allerdings zu verbrennen.

Das war kaum zu fassen, und die Conrads bewegten sich beide nicht.

Sie konnten nur starren, waren wie vor den Kopf gestoßen und ließen den Jungen gewähren, der so lange wartete, bis der Strauch verkohlt war und die Reste zu Boden sanken.

Frank Conrad fing sich als erster. »Ist dir etwas aufgefallen, Helen? Rede.«

»Ja, viel, aber…«

»Ich meine etwas Bestimmtes.«

»Weiß nicht.«

»Es gab keinen Rauch, Helen. Wo ein Feuer lodert, ist eigentlich auch immer Rauch, aber hier nicht. Das ist es doch, was ich meine. Denk nach. Dieser Junge ist nicht normal, auch wenn er menschlich aussieht, aber er muss etwas mit den phantastischen Reichen zu tun haben, die auch mit den Druiden in Kontakt stehen.«

Helen fasste nach der Hand ihres Mannes. »Ich habe Angst, Frank. Ich habe eine furchtbare Angst.«

»Ich auch.«

Tim ging auf ihren Tisch zu, als wäre nichts gewesen. Er machte einen sehr freundlichen Eindruck, blieb dicht vor ihnen stehen und legte den Kopf in den Nacken, um gegen den Himmel zu schauen. »Ein schöner Tag«, lobte er. »Auch zu meiner Zeit gab es solche Tage. Es hat sich nicht viel geändert.«

»Im Prinzip ist die Welt gleichgeblieben«, meinte Frank Conrad.

»Das sehe ich.« Er drehte den Kopf, weil er sich auf Helen konzentrieren wollte. »Du bist seine Frau?«

Helen nickte steif.

»Hat er dir von mir erzählt?«

Wieder nickte sie.

»Liebst du ihn?«

Helen wunderte sich darüber, dass ein Junge gerade diese Frage gestellt hatte. »Ja«, gab sie zu. »Ich liebe meinen Mann. Sonst hätte ich ihn nicht geheiratet.«

»Ich freue mich, dass du diese Antwort gegeben hast, denn die Liebe zu ihm ist wichtig. Dein Mann spielt eine wichtige Rolle, du aber auch, Helen.«

»Nein!« Sie wehrte sich. »Ich habe damit nichts zu tun. Las mich aus dem Spiel und meinen Mann auch. Er ist Forscher, Wissenschaftler. Er hat genug durchgemacht. Du bist derjenige, der seine Angst vervielfacht hat. Las uns.«

Tim schüttelte den Kopf. »Das geht nicht, Helen. Das ist unmöglich. Er hat mich gerufen.«

»Na und?«
»Jetzt sind wir Partner.«
»Nie seid ihr das. Ihr werdet auch keine Partner. Was willst du überhaupt?«
»Mich umsehen und Bekannte treffen.«
»Wir sind nicht mit dir bekannt.«
»Nein und ja. Mir geht es auch um einen anderen Mann. Ich habe ihn schon gesehen. Er heißt John Sinclair. Er ist sehr bekannt, denn er hat sich auf gewisse Fälle spezialisiert. Ich muss mit ihm sprechen, ich werde mit ihm sprechen, weil es sehr wichtig für mich ist. Ich habe ihn schon angerufen, er wird herkommen.«
»Und dann?«
»Werden wir gemeinsam gehen.«
»Wohin?« schnappte Helen.
Tim lächelte. »Du nicht, du bist unser Trumpf. Du wirst hier im Haus bleiben, und ich werde dafür sorgen, dass du nichts unternehmen kannst. Du bist meine Gefangene.«
Bisher hatte sich Frank Conrad zurückgehalten. Nach der letzten Bemerkung des Jungen war das Fass allerdings übergelaufen. Er schnellte plötzlich hoch. »Bist du verrückt?« keuchte er. »Bist du denn wahnsinnig? Wie kannst du so etwas sagen?«
»Weil ich mir deiner nicht sicher bin.«
»Was heißt das?«
»Ganz einfach. Ich merke etwas von deinen inneren Zweifeln, Frank. Die solltest du ausräumen, was du aber nicht kannst, das spüre ich auch. Deshalb werde ich sie…«
Conrad drehte durch. Über den Tisch hinweg stürzte er auf Tim zu. Er packte ihn, wollte ihn wegdrücken, aber Tim stand wie ein Fels. So schwer, so wuchtig. Er bekam ihn nicht von der Stelle.
Dafür aber stieß Tim ihn an. Und es war nur ein leichter Stoß, der allerdings reichte aus, um den Wissenschaftler aus dem Gleichgewicht zu bringen.
Er torkelte zurück, fiel gegen die kleine Mauer, wo die Pflanzen standen und hörte Helen schreien. Da er woandershin schaute, musste er den Kopf drehen.
»Helen!« brüllte er, und seine Stimme überschlug sich dabei. »Helen, mein Gott!«
Er wollte es kaum glauben, aber seine Frau hockte auf dem weißen Gartenstuhl und war von einem hellen Ring aus Flammen umgeben, die keinen Rauch verströmten und auch keine Hitze ausstrahlten. Sie besaßen ein rotgelbes Äußeres, aber im Kern schimmerten sie grünlich.
Er wusste nicht, ob Helen ihre Lage überhaupt begriff. Einen Kommentar jedenfalls gab sie nicht ab. Sie saß da, als wäre sie an den

Stuhl gefesselt worden.

Und Tim lächelte…

Er rührte sich nicht. Er wirkte nur um einiges größer. Das lag möglicherweise an seinem geheimnisvollen Lächeln, das seine Lippen in die Breite gezogen hatte. Er sah sich als der große Sieger an und ließ die Frau brennen.

Dafür sprach er Frank Conrad an. »Es liegt an dir, was aus deiner Frau wird. Ich kann die Flammen leiten und ihnen befehlen, dass sie Helen verbrennen.«

»Nein, nicht!«

»Schön, dass du zu deiner Frau hältst. Aber du mußt auch mich verstehen, mein Freund.«

»Was willst du?« schrie Frank.

»Dass du dich auf meine Seite stellst. Ich habe dir doch gesagt, dass sie das Pfand ist. So wird es bleiben. So lange zumindest, bis ich mein Ziel erreicht habe.«

Es gab für den Wissenschaftler keinen Ausweg. Er nickte gottergeben und flüsterte: »Ja, ich werde tun, was du verlangst. Ich werde alles tun, nur las sie am Leben!«

Einen Moment später sanken die Flammen so schnell zusammen, als wären sie von einem kräftigen Wasserschwall ausgelöscht worden. Stille kehrte ein. Die Nachbarschaft hatte nichts bemerkt oder nichts bemerken wollen.

Helen war zu einem Denkmal geworden. Sie starrte ins Leere. Obwohl zahlreiche Gedanken und Vermutungen durch ihren Kopf tobten, konnte sie diese nicht auf einen bestimmten Punkt konzentrieren. Die Angst saß in ihrem Körper fest wie ein dicker Klumpen aus Blei.

Tim nickte wieder. Und diesmal fiel ihr auf, dass der Junge seinen Kopf so ungewöhnlich bewegte, als säße er locker auf dem Hals. Ihr fiel wieder ein, dass Frank vom Garrottieren gesprochen hatte. Man hatte ihn damals auf diese Art und Weise umgebracht. Das war heute noch zu sehen. Er war tot, und er lebte trotzdem. Helen wollte das nicht in den Kopf. Sie drehte beinahe durch, wenn sie länger darüber nachdachte. So etwas hatte es bisher nur im Kino gegeben.

Tim hob den Tisch auf. Er kümmerte sich beinahe rührend um die Frau.

»Bitte, Sie sollten sich wieder beruhigen«, redete er wie ein Erwachsener. »Es nutzt Ihnen nichts, wenn Sie sich aufregen. Sie haben Ihren Mann gehört. Er wird zu mir und damit auch zu Ihnen halten. Er ist doch wunderbar.«

»Was soll ich denn noch alles tun?« Helen schüttelte den Kopf, als sie anfing zu weinen.

»Ich will Ihnen das gleiche Schicksal ersparen, das mir widerfuhr.

Wissen Sie, wie schlimm es ist, wenn man garrottiert wird und noch so jung an Jahren ist?«

»Nein, aber…«

»Sie wissen gar nichts, überhaupt nichts. Es ist ein furchtbarer Tod. Ich habe die Stadien durchlitten, es war grausam, es ist fast unmöglich, es zu beschreiben…«

»Das glaube ich Ihnen!« keuchte Helen. »Aber damit haben wir doch nichts zu tun.«

»Dein Mann, und jetzt auch du.« Er sprach sehr langsam und zeigte dabei ein Lächeln.

Helen konnte sich nicht einmal mehr wundern, sie schüttelte nur den Kopf, aber Frank Conrad hatte sich wieder gefangen. Er sprach Tim direkt an.

»Was war mit diesem Mann, der noch kommt?«

Tim zeigte abermals sein breites Lächeln. »Er wird erscheinen, da bin ich mir sicher. Aber wir werden nicht mehr hier sein, mein Lieber.«

»Wieso… wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Wir werden uns an den Ort begeben, wo alles begonnen hat.«

»Nach Stonehenge?« staunte Conrad.

»Ja.« Tim wiederholte die Worte noch zweimal. Er wollte, dass auch Helen sie behielt.

Frank legte einen Arm um die Schulter seiner Frau, und sie drückte seine Hand. »Das ist nicht…«

»Nur wir, Frank.«

Conrad schloss die Augen und öffnete sie wieder. »Bleibt sie… bleibt sie etwa hier?«

»Das dachte ich mir.«

Conrad überlegte. Zunächst überkam ihn eine große Furcht, danach die Erleichterung, denn hier war sie besser aufgehoben als an dem schlimmen Ort Stonehenge, wo die Steine ihr Geheimnis verbargen.

»Du wirst hier im Garten bleiben, und ich gehe mit deiner Frau ins Schlafzimmer.«

»Wie das denn?« schrie er.

Er schüttelte den Kopf. »Nicht, was du meinst, mein Freund. Ich habe andere Gründe.«

»Welche?«

»Das wirst du sehen.« Tim legte den Kopf wieder schief, als würde ihm der Hals schmerzen. »Nein, du wirst es nicht sehen, mein Freund. Ich werde es dir später sagen.«

Frank Conrad begriff die Welt nicht mehr. Er ging einen Schritt vor, als er sah, dass Tim seine Frau mit einer sehr leichten Bewegung hochzog, aber er sah auch das Feuer zucken und blieb lieber stehen, bevor er in sein Unglück lief.

»Du hast gelernt, Frank. Gratuliere. Bleib hier im Garten. Oder schaue hoch zum Fenster. Sicherlich wirst du hinter der Scheibe etwas erkennen können.«

Dr. Conrad verstand nichts mehr. Er wusste nur, dass er hier in eine Lage geraten war, die er nicht mehr überblicken konnte. Ein anderer, ein Junge, hatte das Handeln übernommen, und er verfluchte längst die Stunde in Stonehenge, als er diese ungewöhnliche Tafel gefunden hatte.

Während seine Frau mit Tim zum Haus ging, dachte er daran, wie alles begonnen hatte…

***

Er hatte alles vergessen und war der Faszination dieser gewaltigen Steine erlegen.

Er hatte sie nicht aus- und nachmessen wollen, das war längst geschehen, nein, er wollte ihre Geheimnisse erforschen und hatte dafür die Genehmigung bekommen.

Dann war er gegangen.

Tagelang hatte er sich auf die Lauer gelegt, verborgen in einem kleinen Zelt. Nur in der Nacht war er aufgestanden. Dann standen die Steine vor ihm wie gewaltige Türme, die in den ebenfalls dunklen Himmel ragten.

Es war für ihn einmalig gewesen, als er den inneren Kreis betreten hatte.

Und dort wollte er sich auch weiterhin aufhalten. Denn er wusste, dass es hier ein Zentrum geben musste. Einige Schriften hatten darauf hingewiesen.

Sechs Nächte vergingen, ohne dass etwas geschah. Zwar war ihm bewusst geworden, dass dort etwas vorhanden sein musste, aber er hatte es nicht greifen können. Es war nicht konkret gewesen, und Conrad hatte es nur als Strömung bezeichnen können.

Es gab nicht nur die Steine. Wer sich näher mit ihnen beschäftigte, konnte erkennen, dass sie bestimmte Formen besaßen, aber nie glatt und geschliffen an der Oberfläche waren, sondern an vielen Stellen Kerben und Einbuchtungen zeigten, wo sich selbst ein Mensch verbergen konnte.

Dort hatte er auch die Höhle im Stein entdeckt. Ein schmaler Spalt nur, in den er sich hatte hineinschrieben müssen. Wenig später hatte er sich in einer Höhle im Innern des Steins befunden, die ihm sogar noch genügend Platz ließ.

Eine Höhle, von der er geträumt hatte. Durch seine Studien, durch sein Lesen und Nachforschen war er an bestimmte Informationen gelangt.

Dass diese Theorien jedoch jemals wahr werden konnten, hatte er in

seinen kühnsten Träumen nicht erwartet.

In der Höhle lag die Tafel. Eingraviert mit zahlreichen Buchstaben, die sich über den Stein hinweg verteilten und ein regelrechtes Puzzle bildeten, das weder von links nach rechts, noch von oben nach unten gelesen werden konnte.

Zwei Tage und eine Nacht hatte es ihn gekostet, um das Rätsel zu lösen. Dann aber war es ihm gelungen, die Buchstaben in die richtige Reihenfolge zu bringen.

In der folgenden Nacht war er wieder in die Höhle gegangen, hatte Kerzen mitgenommen, die Tafel gegen eine Wand gelehnt und sich im flackernden Kerzenschein vor sie gehockt.

Die Lösung des Rätsels hatte er sich notiert, weil er beim Aussprechen der Formel nichts falsch machen wollte.

Dann hatte er die Worte gesagt. In einer alten Spräche, wie sie die Kelten auch nicht gesprochen hatten. Es musste ein Dialekt gewesen sein, nur von den Druiden zur Verständigung benutzt, aber er hatte auch nach vielen Jahren noch seine Gültigkeit nicht verloren.

Vor den Augen des Wissenschaftlers hatte sich die Tafel verändert.

Intervallweise war sie zu einem Spiegel geworden, der ihm einen Blick in die Vergangenheit ermöglichte.

Und er hatte gesehen!

Bilder der Zerstörung, Bilder des Kampfes, aber auch Szenen einer tiefen Liebe und Reinheit.

Mittelpunkt dieses Weltenausschnitts der Vergangenheit waren zwei Personen gewesen: Ein bärtiger Mann und ein Junge, ein Halbwüchsiger, der sich oft in der Nähe des Mannes aufhielt. Auf den neutralen Beobachter hatten die beiden einen sehr positiven Eindruck vermittelt, bis zu dem Augenblick, als der Junge vor ein Gericht gestellt wurde.

Ein weißhaariger Richter urteilte ihn sehr schnell ab. Der alte Mann trug eine ebenfalls helle Kutte und verdammte den Jungen zum Tode durch die Garrotte.

Man tötete ihn mit einer Waffe, die von den Druiden erfunden worden war, und der Wissenschaftler schaute zu. Aber er sah auch, wie die Gestalt des Jungen kurz nach dem Tod - es mochten nur Sekunden vergangen sein - einen grünlichen Umriss bekommen hatte. Er zitterte noch einige Zeit nach, und als er verschwand, da war auch der Tote verschwunden. Danach verlöschte das Bild.

Frank Conrad war wie aus einem tiefen Traum erwacht. Lange hatte er in der Höhle gesessen, fast bis zum Hellwerden. Erst dann war er aufgestanden und ins Freie getreten, wo ihn zum zweiten Mal der Schock traf, denn direkt vor ihm stand der Junge, dessen Tod er im Spiegel miterlebt hatte.

Conrad wollte es nicht glauben. Er fasste schließlich hin und strich

über das Gesicht des Jungen.
»Du lebst?«
»Ja, ich lebe.« Der Junge nickte ungewöhnlich kantig und schief. »Und zwar durch dich. Du hast die aibonische Lebensformel gerufen und mich in deine Welt geholt. Mag auch noch soviel Zeit vergangen sein, jetzt bin ich wieder da.«
Frank war sprachlos gewesen. »Und… und was willst du von mir?« hatte er nach einer Weile gefragt.
»Ganz einfach, mein Freund. Ich möchte bei dir bleiben. Ebenso wie ich bei dem Mann geblieben bin, den du gesehen hast. Wie gehören jetzt zusammen, und es wird unser Geheimnis bleiben. Rede mit niemandem darüber, sonst müsste ich dich töten.«
Das hatte Conrad kaum begriffen. Erst später, es war längst hell, hatte er erlebt, wie der Junge mit einer kurzen Drehung einem streunenden Schäferhund den Kopf herumgedreht hatte. »Das kann ich auch mit einem Menschen machen - und noch vieles mehr.«
»Wer gab dir die Macht und die Kraft?«
»Aibon, die Druiden. Ich bin durch dich zurückgekehrt, um in dieser Welt Zeichen zu setzen. Ich habe einen Auftrag zu erfüllen. Ich werde die Personen finden, die ich finden soll. Und du wirst dabei an meiner Seite bleiben. Auch wenn du mich nicht siehst, Frank, denke immer daran, dass ich allgegenwärtig bin. Ich lasse dich auf keinen Fall aus den Augen. Behalte dies gut.«
Dann war er gegangen, einfach so.
Frank Conrad hatte dies alles für einen Traum gehalten, aber in den folgenden Tagen war er eines Besseren belehrt worden. Der Junge hatte sich wieder gezeigt, ihn an gewisse Dinge erinnert und ihm auch erklärt, dass das große Ziel nicht mehr fern lag.
Conrads Angst war mit jeder Begegnung gestiegen, denn Tim hatte ihm auch einige Kostproben seines Könnens gezeigt. Unaufhörlich hatten sich beide unterschiedliche ›Partner‹ dem großen Ziel genähert, das nun erreicht war, denn Tim hatte für sich, für seine Person alles gerichtet, was es zu richten gab.
Nun zeigte er sein wahres Gesicht!

***

»Schläfst du, Frank?«
Dr. Conrad schreckte hoch, als er Tims Stimme vernahm. »Pardon, ich… ich habe nicht geschlafen.«
»Was dann?«
»Nachgedacht.« Er setzte sich bequemer hin und schaute in das Gesicht des Jungen.
Tim stand neben dem Gartenstuhl und schaute ihn prüfend an. »Hast du nach einem Ausweg gesucht?«

Conrad sah die Zweige eines Kirschbaums schräg über sich. Zwischen dem Blattwerk schimmerten die hellen Sonnenstrahlen und zauberten Flecke dorthin. »Gibt es denn einen Ausweg?«

»Für dich nicht.«

»Warum denn nicht? Ich habe alles für dich getan.«

Durch sein Nicken gab Tim ihm recht. »Ja, du hast einiges für mich getan. Ich bin dir auch dankbar und lasse dich deshalb an meiner Seite weilen. Aber es war nicht genug, es war gewissermaßen erst ein Vorspiel. Ich habe mich auf diese Welt vorbereiten müssen, und das nicht ohne Grund. Ich will hier länger bleiben.«

»Ist sie denn so attraktiv für dich?«

Da lächelte der Junge. »Nein, so würde ich es nicht sagen. Es gibt für mich einen anderen Grund. Er liegt in der Vergangenheit begraben. Ich habe ihn leider nicht lösen können, wenn ich den Grund einmal als Rätsel bezeichne.«

»Und hier kannst du es?« Conrad wollte lachen, aber es blieb ihm im Hals stecken.

»Ja, durch dich. Denn du hast mir die Chance gegeben. Ich kann in deiner Zeit, die für mich als wiedererweckten Toten Zukunft ist, ein Rätsel lösen, mit dem ich mich beschäftigt habe. Es klingt zwar kompliziert, ist im Prinzip aber einfach.«

Conrad hob die Arme und ließ sie wieder fallen. Seine Handflächen landeten klatschend auf den Oberschenkeln. »Ja, für mich ist es zu kompliziert. Ich habe in der Vergangenheit nicht gelebt, nicht zu deiner Zeit. Ich habe viel darüber gelesen, weiß aber leider nicht mehr…«

»Das kann ich dir nicht einmal verübeln, mein Freund. Es ist normal, aber es geht in diesem Fall auch nicht in erster Linie um dich. Für mich ist jemand anderer wichtig.«

»Und wer, bitte schön?«

»John Sinclair!«

»Derjenige, der hierherkommen soll?«

»Ja, der uns folgen wird.«

Conrad holte tief Luft. Er brauchte eine Pause, um alles in die Reihe zu bringen. »Und woher weiß er, wo er uns finden kann?«

»Man wird es ihm sagen.« Tim drehte sich und deutete hoch zum Fenster des Schlafzimmers. Auch die Rückseite des Hauses war mit Pflanzen überwuchert, die eine grüne Schicht hinterlassen hatten.

»Hinter diesem Fenster befindet sich sein Informant.«

»Das ist doch Helen.«

»Deine Frau, Frank. Sie weiß Bescheid, ich habe ihr alles gesagt, und sie weiß genau, was sie ihm mitzuteilen hat.«

Der Wissenschaftler rang die Hände. »Ich komme da nicht mit. Welchen Grund sollte dieser fremde Besucher finden, um unser

Schlafzimmer zu betreten?«
Tim überlegte einen Moment, bevor er den Kopf wieder schief legte. »Da hast du eigentlich recht, Frank. Ich will ehrlich sein. Ich habe mich auch nicht auf deine Frau verlassen. Schau jetzt sehr genau hin, dann wirst du sehen, was ich tat.«
Conrad war noch etwas durcheinander. »Meinst du das Fenster dort oben?«
Der Junge nickte. »Das Schlafzimmer.«
Frank spürte den Schauer. Etwas würgte ihn. Er traute sich nicht, den Kopf zu heben, aber er sah Tims Lächeln. Es sah aus, als würde Eis in seinen Mundwinkeln kleben.
»Mach schon! Was hindert dich daran?«
»Du… du hast sie doch nicht getötet - oder?« Er sprang hoch. »Sag, dass du sie nicht getötet hast, verdammt!«
»Keine Sorge, sie lebt. Wie lange, das allerdings liegt nicht allein in meiner Hand. Dazu müsstest auch du beitragen, mein Lieber. Aber sieh es dir an.«
Wenn es möglich gewesen wäre, Conrad hätte diesen Jungen erwürgt.
Das war kein Kind mehr, obwohl Tim so aussah wie einer, der gerade die Pubertät erreicht hatte. Diese Person hatte es faustdick hinter den Ohren und besaß ein immenses Wissen.
Die Pflanzen waren erst vor kurzem beschnitten worden, so dass sie nicht mehr bis vor die Scheibe wuchsen. Frank Conrad konnte das Viereck gut erkennen und auch die Scheibe, die sich zu bewegen schien und einen ungewöhnlichen rotgrünen Schimmer bekommen hatte.
Wie das Feuer!
Genau das war es, ja, das musste es sein. Frank Conrad spürte die Speerspitze, die durch seinen Körper raste. Wenn ein Herz zerriss, musste der Betreffende ähnliches fühlen.
Conrad erkannte seine Stimme kaum wieder. Im Schlafzimmer loderte das Feuer, und seine Frau befand sich dort. Er konnte es einfach nicht fassen. »Nein!« keuchte er. »Nein und verdammt noch mal nein. Das kann einfach nicht wahr sein.«
Tim trat nah an ihn heran. Er spürte die Berührung des Jungen. Dessen Hand kam ihm hart wie Stein vor. »Es ist wahr, mein Freund. Aber es ist nicht weiter schlimm. Du hast selbst gesehen, wie deine Frau auf dem Stuhl hockte und von Flammen umlodert wurde. Sie ist am Leben geblieben, und sie wird auch weiterhin am Leben bleiben, wenn du genau das tust, was ich von dir verlange.«
Frank Conrad konnte nicht mehr hinschauen und kreiselte herum.
»Wenn du das tust, dann…«
»Was ist dann?« fragte Tim kalt. Der Kopf lag schief, das Lächeln

blieb auf seinen Lippen. »Willst du mich töten? Das hat man schon einmal versucht, und es ist nicht gelungen. Ich will nicht behaupten, dass ich unsterblich bin, aber es wird dir kaum gelingen, mich zu vernichten. Umgekehrt geht es leichter. Auch bei Helen, glaub mir…«

Dr. Conrad senkte den Kopf. Er hätte sich am liebsten in den Boden verkrochen, aber das brachte ihm nichts. Er musste den Tatsachen ins Auge sehen, auch wenn sie noch so grausam waren und ihn erwischten wie brutale Peitschenhiebe.

»Das Feuer wird so lange brennen, wie ich es will. Und glaube mir, es kommt auf dich an, ganz allein auf dich!«

»Ich… ich weiß.«

»Las uns gehen.«

Conrad wankte zurück. Sein Gesicht sah aus, als hätte er Essig getrunken. »Gehen, sagst du?«

»Ja, zu den Steinen. Wir werden dort eine besondere Nacht verbringen, das kann ich dir versprechen.«

»Das geht nicht. Wir brauchen…«

»Keinen Wagen, kein Flugzeug. Du siehst, ich bin über alles informiert, was in deiner Welt läuft. Wir brauchen nur mich und meine ungewöhnlichen Fähigkeiten.«

Bevor Conrad sich versah, hatte ihn der Junge an die Hand genommen.

Der Wissenschaftler spürte noch den Stromstoß, so jedenfalls kam es ihm vor, und dann verschwanden das Haus und der Garten vor seinen Augen wie ausradiert…

***

Mit dem Rover war ich durch die Londoner Sauna gefahren, die eine grelle Sonne geschaffen hatte. Ich hatte mich durch die City gequält in Richtung Hampstaed, der Verkehr war dort dünner geworden, auch die Beschaffenheit der Luft hatte sich gebessert.

Ich musste nachschauen, wo dieser Dr. Conrad wohnte. An einer Telefonzelle stoppte ich und rief bei ihm an.

Es meldete sich niemand.

Schwitzend und sichtlich frustriert verließ ich die Zelle. Allmählich kam ich mir vor wie ein Kaspar, der an der langen Leine eines Halbwüchsigen lief, wobei dieser Knabe mit mir machen konnte, was er wollte, denn ich lief immer hinterher.

Kaum hatte ich mir den Schweiß vom Gesicht gewischt, quoll er erneut aus allen Poren! Laut Stadtplan musste ich in Richtung Hampstaed Heath fahren, einer großen Grünfläche, die wie eine grüne Lunge inmitten des Stadtteils lag.

An der Südwestseite des Parks rollte ich entlang. Wer eben konnte, hatte freigenommen, lag im Park in der Sonne oder badete in einem

der zahlreichen kleinen Seen.

Da wäre ich auch gern hineingesprungen, anstatt schwitzend im Wagen zu hocken. Da dies ein Wunschtraum blieb, rollte ich langsam weiter. Die Straße, in die ich einbiegen musste, machte schon sehr bald eine Kurve.

Eine andere Bebauung umgab sie. Kleine Häuser mit Vorgärten, eckigen Schornsteinen auf den Dächern, oft verwinkelt gebaut, damit auch Platz genug für die rückwärtig liegenden Gärten geschaffen werden konnte.

Die Nummer 56 lag ziemlich am Ende. Drei Häuser weiter begann ein Stück freies Feld, ein kleiner Acker, wo bereits das Korn gemäht worden war und die Sonne auf trockene, harte Stoppeln brannte.

Da vor dem Haus kein Fahrzeug stand, fand ich auch einen günstigen Parkplatz.

Es tat gut, den heißen Wagen zu verlassen, und die Luft kam mir direkt kühl vor.

Der kleine Vorgarten zeigte sich gepflegt. Einige Yards weiter stand eine bunte Mülltonne, die überhaupt nicht in das allgemeine Bild hineinpasste.

Ich schellte, bekam keine Antwort, drückte gegen die Tür, die verschlossen war.

Schon längst hatte ich den schmalen Plattenweg entdeckt, der um das Haus und auf dessen Rückseite zuführte. Er endete in einem Garten, der beim ersten Anblick mir völlig normal vorkam, beim zweiten Hinsehen jedoch Anzeichen aufwies, die mir überhaupt nicht gefielen, denn ein Tisch und zwei Stühle lagen umgekippt am Boden.

Ich suchte in ihrer Nähe nach Spuren, ohne welche zu finden. Kein Blut, nichts wies auf einen Kampf hin.

Auch die Rückseite des Hauses schaute ich mir an und stutzte, als mein Blick die Fenster erfasste.

Hinter einer Scheibe bewegte sich etwas. Zuerst dachte ich an einen Vorhang im Durchzug, das jedoch stimmte nicht, denn das Fenster war geschlossen.

Die Bewegungen blieben. In ihrer Gleichmäßigkeit waren sie schon beklemmend, zumal ich den Eindruck hatte, dass es sich dabei gut und gern um Feuer handeln konnte. Ich schluckte…

Plötzlich hatte ich es eilig. Wenn Vordertüren verschlossen sind, hat man manchmal das Glück, offene Hintertüren zu finden. So war es auch hier.

Ich konnte die Tür nach innen drücken und stand im Flur des Hauses, der von einer gewissen Kühle durchweht wurde, die meinem verschwitzten und überhitzten Körper gut tat.

Das Frösteln allerdings kam nicht allein von der Kälte her, die Ursache lag woanders.

In meinem Innern, in meinem Gefühl, denn das wiederum sagte mir, dass ich mich auf Überraschungen gefasst machen musste, nicht zuletzt dachte ich auch an das Feuer.

In die erste Etage führte eine Treppe hoch. Die Stufen waren mit einem dunkelgrauen Teppich belegt. Ich nahm immer zwei Stufen auf einmal, bis ich den schmalen Flur erreichte, der gerade noch genügend Platz für drei Türen ließ.

Die linke davon interessierte mich besonders, denn das Zimmer lag zur Rückseite hin.

Wenn dort tatsächlich Flammen loderten, hätte ich zumindest den Rauch riechen und auch sehen müssen, wenn er durch irgendwelche Ritzen kroch. Stattdessen war die Luft normal.

Gegen die Tür klopfen, wollte ich nicht, aber ich zog meine Beretta und steckte das Kreuz in die Tasche, bevor ich die Klinke nach unten drückte und die Tür auf wuchtete.

Freie Sicht auf ein Bett, auf das Feuer, auf eine Frau, die gellend aufschrie, als sie mich sah!

***

Fast wäre ich zurückgezuckt, denn so sehr hatte mich der Schrei erschreckt. Auch die übrige Szene blieb nicht ohne Wirkung auf mich, denn was ich zu sehen bekam, konnte man mit dem Wort unglaublich umschreiben.

Die blonde Frau saß auf der linken Hälfte des Ehebetts, das von langen, grünlichen Flammenzungen umlodert wurde.

Das Feuer bildete einen Schleier, der allerdings nicht so dicht war, als dass ich ihn nicht hätte durchschauen können.

Hinter ihm oder in seiner Mitte saß die Frau, die nicht verbrannt war. Ihr Gesicht sah aus, als bestünde es aus zahlreichen Hautscheiben, die schief zusammengesetzt worden waren und auf dem Gesicht den Ausdruck der panischen Angst hinterließen.

Ihre Arme hatte die Frau auf das Bett gestemmt, die Hände dabei ausgebreitet. In den weit aufgerissenen Augen spiegelten sich die Flammen wider.

Sie sah es mir an, dass ich das Zimmer betreten wollte, und ihre Worte hallten mir schreiend entgegen. »Keinen Schritt weiter, sonst bin ich tot!«

Die Warnung reichte aus. Ich glaubte nicht daran, dass die Frau mich in dieser Lage anlog. Irgendeine Kraft hatte sie zu ihrem Spielzeug gemacht. Das Feuer umloderte sie wie ein Ring, der brannte, aber nicht verbrannte.

Jemand hatte die Person mit magischen Flammen eingedeckt. Ich wartete ab, bis sich ihr Gesicht ein wenig entspannt hatte. Erst dann stellte ich meine erste Frage.

»Sind Sie Mrs. Conrad?«
»Ja, ja!« stieß sie heftig hervor. »Ich bin Mrs. Conrad. Mein Mann ist Dr. Conrad, der Wissenschaftler.«
»Hat er Sie in diese Lage gebracht?«
Sie lachte hart auf. »Nein, nicht er. Doch, indirekt. Es war der Junge, verstehen Sie?«
»Ja - Tim!«
»Genau er. Wenn Sie ihn kennen, dann müssen Sie John Sinclair sein. Ist das nicht so?«
»Stimmt.«
Sie schloss für einen Moment die Augen. »Er wollte ja, dass Sie kommen. Sie sind eine wichtige Person in diesem verfluchten Spiel. Es ist vieles auf Sie abgestellt, glauben Sie mir.« Die Frau holte schnell Luft.
»Dieser Junge ist furchtbar, Mr. Sinclair. Das müssen Sie mir glauben. Er kennt kein Erbarmen. Er will alles daransetzen, um sein Ziel zu erreichen, wenn Sie verstehen.«
»Noch nicht.«
»Die Steine, Mr. Sinclair, sind das Wichtigste. Er ist zusammen mit meinem Mann verschwunden. Sie wollten zu den Steinen. Stonehenge hat auf sie gewartet.«
»Was taten sie dort?«
»Ich habe keine Ahnung. Er trug mir auf, dass auch Sie dorthin kommen sollen. Beide erwarten Sie in Stonehenge. Genau da wird sich alles entscheiden.«
»Was genau?«
»Ich habe keine Ahnung. Alles hängt mit meinem Mann, mit Tim und Ihnen zusammen. Sie alle sind das Dreieck, um das sich die Dinge drehen. Eigentlich furchtbar.«
»Okay, aber was ist mit Ihnen?«
Helen Conrad bewegte sich auf dem Bett. Sie tauchte in eine andere Flammenhülle ein. »Ich bin der Joker, ich bin der Trumpf in diesem verdammten Spiel. Wenn Sie nicht gehorchen, werden sich die Flammen verändern und mich verbrennen. Die Macht hat dieser Junge, Mr. Sinclair. Er kann sie kontrollieren, er kann mit ihnen spielen, denn sie stehen unter seiner Kontrolle.«
Ich hatte zwar verstanden, verlangte jedoch eine Wiederholung oder Interpretation. »Sie meinen also, Mrs. Conrad, dass Sie sterben werden, wenn ich den Weg nicht nach Stonehenge finde?«
»Ja!«
Ich blickte gegen die Flammen und auch hindurch. Die Umrisse der Frau wirkten seltsam verzerrt hinter dem glasigen Feuer. Ich spielte auch mit dem Gedanken, das Feuer zu löschen oder zumindest den Versuch zu unternehmen, aber das ängstliche Gesicht der Frau sagte

mir eigentlich genug. Deshalb ließ ich die Finger davon.

Aber mich irritierte die Farbe des Feuers. Okay, an den Rändern besaßen sie eine gelbrote, normale Farbe, der Kern allerdings zeigte ein giftiges Grün, und das wiederum empfand ich als sehr ungewöhnlich.

Gleichzeitig war es für mich ein Hinweis auf ein bestimmtes Land, auf eine andere Dimension, die auch das Paradies der Druiden genannt wurde.

Aibon sandte mir das Signal!

Ein grüner Kern, der Flammen schlug, die nicht töteten und verbrannten, das konnte nur Aibon sein. Eine andere Lösung existierte für mich nicht.

Dass die Frau Angst hatte, war nur zu verständlich. Auch meine Fragen würden ihr nicht gerade angenehm sein, vielleicht sogar zur Qual werden, nur konnte ich nicht anders und erkundigte mich bei ihr nach dem Begriff Aibon.

Sie überlegte erst, bevor sie fragte: »Was ist Aibon? Müsste ich das kennen?«

»Dann haben Sie noch nie davon gehört?«

»Ja.«

»Das wollte ich wissen.« Als sie mir zunickte, bewegte sich auch der Oberkörper mit. Ihre Hände glitten über das Bettlaken, als wollten sie es an verschiedenen Stellen glattstreichen. »Mr. Sinclair, bitte, ich weiß, dass mein Leben an einem seidenen Faden hängt, und ich weiß auch, dass es sehr viel verlangt ist, wenn Sie nach Stonehenge fahren, aber denken Sie daran, dass ich mich nicht wehren kann.« Sie hob ihre Arme und legte die Handflächen zu einer bittenden Geste zusammen. »Es kommt auf Sie an. Wenn Sie nicht bei Einbruch der Dunkelheit dort sind, wird man mich töten.«

»Das weiß ich, Mrs. Conrad. Sie können sich darauf verlassen, dass ich Stonehenge besuchen werde. Außerdem möchte ich gern meinen Freund Tim wiedersehen.«

»Ihren Freund?« fragte sie erschreckt.

»Freund in Anführungszeichen. Darf ich Sie fragen, was Sie über ihn wissen?«

»Nichts, gar nichts!«

»Aber Ihr Mann!«

»Ja, ja!« rief sie. »Er hat es gewusst.« Ihre Stimme klang quälend. »Er hat es schon längst gewusst, aber er hat nie mit mir darüber gesprochen. Ich habe nur zusehen können, wie er sich veränderte. Er geriet in eine Phase des Leidens hinein. Ich konnte ihm nicht helfen. Auf meine Fragen bekam ich keine Antwort. Er war nur mit sich selbst und mit seinen Gedanken beschäftigt.«

»Kannte er Stonehenge?«

»Natürlich. Die Steine haben ihn fasziniert. Sie sind zu seinem Hobby geworden. Er forschte, er wollte unbedingt herausfinden, woher sie kamen. An der Uni hat er mit keinem darüber gesprochen, Stonehenge war seine Privatsache, und er musste genau dort auf etwas gestoßen sein, das ihn so veränderte.«

»Und er hat Ihnen wirklich nicht gesagt, was dieser Fund gewesen sein könnte?«

»Nein, ich stand außen vor.«

»Aber er war wichtig.«

»Sicher, denn er veränderte meinen Mann.«

Ich hatte gemerkt, dass die Frau nichts mehr wusste. Und ich glaubte auch nicht, dass sie mich anlügen würde, nicht in einer Situation, in der sie steckte.

»Halten Sie durch, Mrs. Conrad!« sagte ich zum Abschluss. »Halten Sie um Himmels willen durch.«

Sie weinte plötzlich, dann legte sie sich zurück, und es sah so aus, als würden die Flammenzungen ihren Bewegungen folgen.

Ich schloss die Tür von außen. Erst als ich wieder im Flur stand, merkte auch ich die Weichheit in meinen Knien. Dieser Anblick hatte mich hart getroffen, denn auf ihn war ich nicht vorbereitet gewesen. Auf dem Weg nach unten drehten sich meine Gedanken um Tim, den Jungen.

Wer war er? Wieso kannte er mich? Was hatte ihn in diese Zeit geführt?

Er wollte mich bei den Steinen haben, und ich würde dort bestimmt die Erklärung bekommen.

Auf der Straße war es noch immer ruhig. Sie lag im grellen Glanz der Sonne. Allmählich schien sie schon zu lang. In gewissen Gebieten war es bereits zu trocken geworden. Man sprach bereits von Wasserknappheit. Auf manchen Feldern vertrocknete die Ernte.

Ich setzte mich in den Rover und schloss die Tür nicht, als ich zum Hörer griff und mit Sir James telefonierte. Dessen Stimme hörte sich schlapp an. Auch er litt unter dem Wetter, obwohl er in seinem Büro saß. »Haben Sie etwas erreicht, John?«

»Ich denke schon.«

»Bitte.«

Ich erklärte ihm, wo mein nächstes Ziel liegen würde, und Sir James zeigte sich überrascht.

»Direkt nach Stonehenge?«

»Genau. Man wird dort auf mich warten, Sir.«

»Und Sie in eine Falle hineinlaufen lassen.«

»Das würde ich nicht direkt unterschreiben, Sir. Dieser Tim will etwas von mir. Ich möchte nicht vermessen sein, Sir, aber ich habe den Eindruck, die Hauptperson in diesem Fall zu sein, obwohl ich

mich bisher mit der Nebenrolle zufrieden geben musste.«
»Dann ändern Sie das.«
»Ich werde mich bemühen, Sir.«
»Viel Glück, John…«
»Danke Sir. Und noch etwas. Ich liebe die Steine…«

***

Kara hatte natürlich nicht mehr geschlafen und ständig nachgedacht.
Auch als der lichthelle Tag die Dunkelheit vertrieb, war sie noch zu keinem Ergebnis gekommen. Sie hatte für die Herkunft des Jungen keine Erklärung.
Nicht nur mit Myxin sprach sie darüber, auch der Eiserne Engel wurde hinzugezogen. Er lebte ebenfalls bei den Flammenden Steinen, war aber auch oft unterwegs, da er gewisse Nachforschungen treiben musste, die seine Vergangenheit angingen.
Er hörte zu, was die beiden zu sagen hatten. Sie standen draußen vor der Hütte. Der Eiserne schaute gegen die Steine, über ihnen leuchtete der grelle Ball der Morgensonne.
»Wie hat der Junge überhaupt den Weg gefunden?« erkundigte er sich mit leiser Stimme.
»Das fragen wir uns auch.«
»Und du kanntest ihn wirklich nicht, Kara?«
»Nein. Aber ich spürte, dass er gefährlich ist, was er mir schließlich auch bewiesen hat. Ich konnte nicht einmal mein Schwert gegen ihn einsetzen.«
»Wolltest du ihn denn töten, Kara?«
»Auf keinen Fall, nur bewusstlos schlagen. Er hatte sich zu einem Hasserfüllten Bündel verwandelt. Ich bekam den Eindruck, in das Gesicht eines Zerstörers zu schauen, der alles vernichten wollte.«
Der Eiserne und auch Myxin dachten darüber nach, dass es dem Jungen gelungen war, Karas Schwert zu manipulieren. »Gibt es ein Beispiel dafür in Atlantis?« fragte der kleine Magier.
Der Eiserne Engel, eine mächtige Gestalt, die aussah, als bestünde sie tatsächlich aus Metall, hob die Schultern. »Ich denke die ganze Zeit darüber nach. Auch aus meiner atlantischen Hochblüte kenne ich niemand, das muss ich euch sagen.«
»Was ist mit dir, Myxin?«
Der kleine Magier lächelte. »Muss ich dir da noch eine Antwort geben, Kara? Wäre er mir über den Weg gelaufen, hättest du es als erste gewusst.«
»Ja«, flüsterte sie, »dann weiß ich mir auch keinen Rat mehr. Dann müssen wir davon ausgehen, dass unser Refugium in Gefahr schwebt. Dass es nicht mehr so sicher ist wie sonst. Wenn dieser Junge den Weg gefunden hat, werden es auch andere schaffen. Oder sehe ich das

falsch?«
»Ich teile deine Befürchtungen«, sagte Myxin.
Der Eiserne nickte nur. Er war der gleichen Meinung.
Kara strich durch ihr langes Haar. Trotz der Wärme fröstelte sie. Es war ein wunderschöner Ort zwischen den Steinen, die ihn schützten und einem ungeladenen den Zutritt verwehrten.
Im Laufe der Zeit hatte es natürlich Ausnahmen gegeben. Nicht zum ersten Mal waren die Steine angegriffen worden. Mächtige Dämonen aus dem längst versunkenen Kontinent Atlantis hatten versucht, die Steine zu manipulieren. Wer als ungebetener Gast erschienen war, der kannte die atlantische Magie. Kara und Myxin gingen eigentlich davon aus, dass dieser Junge ein Atlanter gewesen war. Allerdings einer, den sie nicht kannten.
Der Eiserne Engel dachte anders darüber, und er sprach dieses Thema noch einmal an. »Er hat mir deiner Beschreibung nach nicht ausgesehen wie ein Atlanter, Kara. Deshalb glaube ich auch nicht, dass er aus unserer Heimat stammt.«
»Wo sollte er dann herkommen?« Sie hatte die Frage fast wütend gestellt. »Weißt du die Lösung?«
»Ob es eine Lösung ist, kann ich dir nicht sagen, zumindest eine Theorie.«
Myxin legte Kara beruhigend die Hand auf den Arm. »Las ihn doch nachdenken und reden.«
»Danke.« Der Eiserne Engel lächelte. »Ich gehe davon aus, dass die Steine ihn interessieren, und ich weiß nicht, ob er sich nur auf die Fläming Stones konzentriert hat. Wir wissen alle, dass diese Welt zahlreiche geheimnisvolle Plätze enthält. Unter anderem auch Orte, wo ungewöhnliche Steinformationen zu finden sind. Da beziehe ich selbst Inseln im Meer mit ein. Aber nicht weit von hier weg existiert ebenfalls eine Steinformation, deren Geheimnis und deren Zustandekommen noch nicht erforscht worden sind. Wissenschaftler streiten sich mit Mystikern. Archäologen raufen sich ebenso die Haare wie Astrologen. Wir aber wissen, woher die Steine stammen, wir haben es herausgefunden und…«
»Du meinst Stonehenge?«
»Richtig, Kara.«
Myxin schnippte mit den Fingern.
»Damit hättest du auch eine Verbindung hergestellt, denn Stonehenge gehört zu Atlantis.«
»Nicht direkt.«
»Jedenfalls wissen wir, dass diese Steine aus unserer Heimat stammen. Oder liege ich da falsch?«
Der kleine Magier schaute seine Freunde an. Bei ihnen las er Zustimmung.

»Und wie laufen deine Theorien weiter?« fragte Kara den Eisernen. »Wo sollen sie noch münden?«

»Ich gehe davon aus, dass dieser Junge möglicherweise über Stonehenge an die Fläming Stones herangekommen ist.«

Myxin sagte nichts. Kara hob nur die Schultern und sprach von einer gewagten Theorie.

»Hast du eine bessere?«

»Nein, nicht aber…« Sie saß günstig, hatte den besten Blick auf die mächtigen vier Klötze und bekam plötzlich erstaunte Augen, als sie sah, was sich dort abspielte.

Genau im Mittelpunkt flimmerte die Luft, und einen Moment später materialisierte sich dort eine Gestalt.

Der Junge war da!

***

»Da ist er!«

»Wer?« rief Myxin.

Sie deutete auf die Steine. Und wie auf ein geheimes Kommando hin drehten sich Myxin und der Eiserne um.

Als wäre überhaupt nichts gewesen und als wäre Tim hier zwischen den Steinen zu Hause, schlenderte er näher, sogar ein Lächeln lag auf seinen Lippen. Er war nicht bewaffnet, er ging, und sein Kopf pendelte ein wenig im Rhythmus der Schritte.

Die drei waren konsterniert. »Dass er so etwas überhaupt wagt!« flüsterte der Eiserne.

»Er wird sich seiner Kraft bewusst sein«, sagte Kara. »Ich bin gespannt, was er jetzt von uns will.«

Sie erwarteten den Jungen und blieben nebeneinander stehen. Nicht sie mussten, der andere sollte anfangen, denn er war gekommen, weil er etwas von ihnen wollte.

Als er stehenblieb, vertiefte sich sein Lächeln. Dann begann er zu reden.

»Das ist mein zweiter Besuch bei euch. Und er wird wichtiger werden als der erste.«

»Wieso?« fragte Kara.

»Das berichte ich dir gleich.«

Myxin stellte eine andere Frage. »Woher kommst du überhaupt? Wir haben natürlich über dich nachgedacht und von dir gesprochen. Uns kam der Kontinent Atlantis in den Sinn.«

»Ich heiße übrigens Tim«, sagte er, ohne auf Myxins Frage einzugehen.

»Das ist keine Antwort«, erwiderte der kleine Magier scharf.

Der Junge blieb davon unbeeindruckt. »Ich weiß. Ihr habt nach meiner Herkunft gefragt und denkt dabei an Atlantis.«

»Das sagte ich schon.«
»Das ist falsch!«
Nach dieser Antwort schwiegen die drei. Bis Kara mit dem Fuß auftrat.
Sie wirkte dabei wie ein zorniges Mädchen, das etwas nicht einsehen wollte. »Nur ein Atlanter kennt den Weg zu den Flammenden Steinen. Nur er kann die Brücke schlagen.«
»Nicht unbedingt. Obwohl ich zugeben muss, dass es ein Atlanter leicht hat. Nicht nur um diese Steine geht es mir«, sprach er weiter. »Ich will die alle kontrollieren können. Ihr wisst selbst, dass es Verbindungen zwischen den Steinen gibt. Für euch dürfte Stonehenge ebenso wenig ein Rätsel sein wie für mich.«
Allmählich wussten sie, wo der Weg des jungen Besuchers hinführte.
Nicht die Fläming Stones waren gemeint, es ging ihm einzig und allein um die Gesamtheit der vorhandenen Steine, die, auf dem Festland und in England verteilt, viele Rätsel bildeten.
»Stonehenge«, sagte Kara und schaute Tim dabei an. »Hast du es über Stonehenge geschafft?«
»Ja!«
Sie schloss die Augen nicht, obwohl sie am liebsten alles zur Seite gewischt hätte. Es war nicht gut, wenn jemand die Verbindung zwischen den beiden verschiedenen Plätzen herstellen konnte. Dann waren sie in ihrem Refugium nicht mehr sicher.
Tim lächelte wieder. »Es gefällt euch nicht, ich weiß. Aber ihr solltet euch damit abfinden, dass euch dieser Ort hier in Zukunft nicht mehr allein gehören wird. Ich bin zurückgekehrt. Die Vergangenheit hat mich, den Toten, entlassen. Ich bin mit ungewöhnlichen Kräften ausgerüstet worden! Ich kann die Verbindungen schaffen, man hat mir das Wissen mitgegeben. Ich habe von meinen Herren viel gelernt, und wenn ihr darüber nachdenkt, mich zu töten, so muss ich euch sagen, dass ihr dies nicht schaffen werdet. Bei meinem ersten Besuch hat Kara ihr Schwert gegen mich erhoben. Sie wollte mich…«
»Nicht töten!« rief die Angesprochene aus. »Ich denke anders über das Leben. Ich achte es. Ich hätte dich bewusstlos geschlagen. Das ist ein großer Unterschied.«
Tim winkte ab. »Wie dem auch sei, jedenfalls hast du es nicht geschafft. Geht davon aus, dass ihr die Steine in Zukunft mit mir teilen werdet!«
Er hatte so sicher gesprochen, dass es die anderen erschütterte. Auch schaute er sich um, als wollte er dieses Grundstück kaufen und wäre der Makler.
Plötzlich sagte er: »Ich werde jetzt gehen, man erwartet mich. Macht euch mit dem Gedanken vertraut, dass jemand aus der Vergangenheit erschien, um in der Gegenwart einen Platz zu suchen, der ihm gefällt.

Ehrlich gesagt, hier gefällt es mir.«

Dann ging er.

Tim hatte keine Angst, den anderen seinen Rücken zu zeigen. Niemand würde ihn verletzen.

Drei Augenpaare schauten ihm nach. Drei Personen konnten es nicht fassen.

Tim nahm den Weg, den er kannte. Lässig und locker ging er auf das Zentrum zu.

Dort drehte er sich um, schaute sie an. Für einen Moment glühten die Steine auf, und dieses ungewöhnliche Glühen übertrug sich auf den Jungen, der wie ein Traum verschwand.

Alles war wie sonst, leer die Steine, leer die Umgebung und auch leer die Gesichter der Zurückgebliebenen, die sich anschauten, die Köpfe schüttelten und nichts sagten.

»Da war jemand stärker als wir!« fasste Kara schließlich zusammen. Sie hatte bei dieser Erklärung eine Gänsehaut bekommen. »Müssen wir uns das gefallen lassen?«

»Du hast es doch versucht«, meinte Myxin, »und du bist voll ins offene Messer gelaufen.«

»Ja, er beherrschte mein Schwert.«

»Wieso?«

Kara winkte mit einer wütenden Bewegung ab. »Ich weiß es nicht, Myxin, ich weiß überhaupt nichts mehr. Ich gehe nur davon aus, dass wir hier nicht viel machen können.«

»Dann bei den Steinen von Stonehenge.«

»Richtig.«

»Moment mal!« mischte sich der Eiserne Engel ein. »Wie wäre es denn, wenn ich mir den Platz näher ansehe. Ich werde mich dorthin transportieren lassen.«

»Und wenn er dich erwischt?«

Der Eiserne reckte seine mächtige Gestalt. »Ich werde mich schon richtig verhalten, keine Sorge. Außerdem schaue ich nur. Ich beobachte und kehre zurück, um euch zu melden, was dort abläuft.«

»Vergaß es aber nicht«, sagte Myxin.

»Was soll ich nicht vergessen?«

»Die Rückkehr.«

Der Eiserne lachte, als er ging. Zwischen den Steinen blieb er stehen und konzentrierte sich auf deren magische Kraft. Für einen Moment leuchteten sie auf, als wären in ihrem Innern zahlreiche rote Glühbirnen angezündet worden.

Die Magie packte zu - und riss den Eisernen Engel mit sich fort!

***

Wenn jemand danach fragte, wo Stonehenge zu finden ist, könnte die

Antwort folgendermaßen lauten: Im Wiltshire County, im Herzen von Südengland. Nahe des River Avon gelegen, zwischen den beiden Orten Woodhenge und Salisbury, herausstechend aus den Plains, dieser glatten, flachen Ebene, in dem die Steine eine große Insel bilden.

Wer sie in einer gewissen Höhe überfliegt, sieht sie als hingewürfeltes Etwas. Nähert man sich ihnen jedoch von der Straße her, ist es schon beeindruckend, wenn diese gigantischen, tonnenschweren Megalithen erscheinen, als wären sie ein Denkmal der Vergangenheit, das Riesen hinterlassen hatten, um die normal gewachsenen Menschen davon abzuhalten, sich ihnen zu nähern.

Ich will hier nicht über den Wert der Steine spekulieren, für mich waren sie so etwas wie ein Wunder und würden es auch immer bleiben, obwohl Magie darin eine sehr große Rolle spielte.

Die Magie des versunkenen Kontinents Atlantis, die tief in ihrem Gefüge steckte und nur hervorkam, wenn sich ihnen jemand näherte, der zu den Wissenden gehörte.

Dazu zählten sich viele.

In den letzten Jahren hatten die Steine immer mehr an Bedeutung gewonnen, und zwar für Gruppen, die alte Naturreligionen wieder entdeckt hatten.

Sie hatten sich viele Namen gegeben. Sie pilgerten als Druiden-Gemeinden zu den Steinen, aber auch die neuen Hexen hatten sich den Platz ausgesucht, um an ihm die große Wahrheit und die Erleuchtung zu finden. Gerade letztere hatten sich in den letzten Jahren stark vermehrt.

Es lag noch nicht lange zurück, als ich mit ihnen in Germany Bekanntschaft gemacht hatte, wo auch geheimnisvolle Steine eine Rolle gespielt hatten, die in der Heide standen.

Der Zulauf war so stark geworden, dass man sich zu einem Schutz der Steine entschlossen hatte.

Die Behörden sperrten das Gebiet ab. Es sollten keine Touristen dieses prähistorische Denkmal zerstören oder durch permanente Berührungen damit beginnen, die Steine zu zerstören, wenn schon die Umweltbelastung an den Steinen nagte.

Wer an die Steine unbedingt herankommen wollte, schaffte es trotz der Absperrung. Auch wer sich mit den Behörden gut stellte, kam hin, aber die Touristenströme aus aller Herren Länder waren gebremst worden.

Ich war gefahren wie ein Irrwisch.

Immer hinein in die verfluchte Hitze, die auf dem Land allerdings besser zu ertragen war als in den Straßenschluchten der Städte.

Ich hatte den Motorway in Richtung Southhampton genommen, war aber vor Winchester abgebogen in Richtung Andover und konnte auf dieser Straße bleiben, die fast an Stonehenge vorbeiführte.

Ganz flach war das Gelände nicht. Eine wellige Hügellandschaft umgab mich. Wenn sich allerdings Täler bildeten, glichen sie riesigen, weiten Schüsseln.

In einer dieser Schüsseln fand sich auch mein geheimnisvolles Ziel.

Die Landschaft war zudem ideal für die Fliegerei. Ich war an zahlreichen Segelflugplätzen vorbeigefahren. An diesem heißen Tag herrschte sicherlich eine gute Thermik.

Die Zeit hatte ich eingehalten. Noch weit vor Anbruch der Dämmerung würde ich mein Ziel erreicht haben. Da konnte man mir keinen Vorwurf machen.

Natürlich hatten sich meine Gedanken immer wieder um den geheimnisvollen Tim gedreht. Eine ungewöhnliche Figur in einem Spiel, dessen Regeln ich noch nicht durchschaute. Er sah so harmlos aus, aber er war es nicht, und er besaß ein immenses Wissen, von dem ich nicht wusste, woher er es hatte.

Er kannte mich!

Diese Tatsache entwickelte sich für mich zu einem Problem, weil ich bisher noch nicht herausgefunden hatte, wie er gerade auf mich gekommen war.

Die Lösung musste meiner Ansicht nach in der Vergangenheit zu finden sein, und möglicherweise half mir dabei der geheimnisvolle Ort Stonehenge, den ich überhaupt nicht verfehlen konnte, denn zu beiden Seiten der Straße erschienen die großen Hinweisschilder. Die Einheimischen hatten es den Touristen wirklich einfach gemacht.

Eigentlich brauchten sie sich nicht zu beschweren.

Die Schwüle war auch hier vorhanden, nur zeigte der Himmel kein Grau, das auf ein herannahendes Gewitter hingewiesen hätte. Er war von einem seichten Blau, an manchen Stellen überzogen mit weit geschwungenen Federwolken.

Unter ihnen bewegten sich Punkte, die hin und wieder in den Strahlen der Sonne schimmerten. Es waren die Segelflugzeuge, die ihre Kreise zogen.

Ein friedliches, ein schönes Bild, das eigentlich auf keine Gefahr hindeutete.

Auf einer alten Steinbrücke überquerte ich den River Avon, der sehr wenig Wasser führte. Paddler waren unterwegs. An den Ufern lagen die Menschen in der Sonne und ließen sich braten.

Eine halbe Meile hinter der Brücke bog ich ab, auf die Straße, die an den Steinen vorbeiführte. Sie trug die Nummer 360. Fast jeder Brite kannte sie. Sehr gerade schnitt sie in die flache Landschaft der weiten Talschüssel hinein, begleitet von den trägen Wassern des Flusses.

Die Steine kamen in Sicht. Ich sah sie vor mir und etwas nach rechts versetzt.

Aus dieser Distanz war noch nicht zu erkennen, welch einen Umfang

und welch eine Größe sie besaßen, nur die runde Form des Zentrums wirkte wie eine Ballung, die sich zusammengefunden hatte, um sich gegen eine feindliche Umwelt zu verteidigen.

Mit dem Tempo war ich stark heruntergegangen. Zwar fuhr ich nicht im Schritttempo, viel fehlte allerdings nicht.

Die ersten Absperrungen und Warnschilder erschienen. Ich sah auf der Straße auch keine Fahrzeuge. Stonehenge lag in einer trügerischen Ruhe vor mir.

Vom inneren Kreis entfernt existierte noch der äußere Ring, der aus nicht so hohen Steinen bestand.

Wege und Zufahrten existierten ebenfalls. Nicht mehr als breite Trampelpfade, von denen einige von der Straße her in das Gelände hineinführten. Die Schranken interessierten mich nicht, auch nicht die aufgestellten Barrieren. Ich hatte an diesem Ort dienstlich zu tun und verschaffte mir den Zugang: Bevor ich durch die Lücke auf das eigentliche Gelände rollte und wieder in den Wagen stieg, schaute ich noch einmal hoch in den blauen Himmel wo sich die Segler in einer bewundernswerten Eleganz bewegten und die Winde ausnutzten.

Dann passierte es. Ich krampfte meine Hände unwillkürlich zusammen, als eines der Flugzeuge wie ein Stein nach unten fiel. Dabei hatte es eine schräge Flugrichtung eingenommen und würde, wenn alles stimmte, direkt vor oder auf mir landen.

Sehr schnell wurde die Maschine größer und…

Ich wollte den Augen kaum trauen, denn ich sah, dass es kein Flugzeug war, das mir entgegenstürzte, denn Segelflugzeuge bewegen ihre Flügel nicht wie Vögel.

Größer, dunkler, schwingender und dabei winkend setzte der Vogel zur Landung an.

Ein Vogel, der keiner war, sondern ein Wesen, dessen große Zeit einmal in Atlantis gewesen war und das den Sprung in die Gegenwart geschafft hatte.

In dieser Zeit war es für mich zu einem Freund geworden, einem verlässlichen Partner, dessen Namen ich aussprach, als er dicht vor der Kühlerschnauze des Rover zur Landung ansetzte. »Du - Eiserner?«

***

Ich hörte das leise Lachen, dann rutschte der Engel auf seinen Hacken noch ein Stück vor. Sehr geschmeidig faltete er seine Schwingen zusammen, stand wie eine rötlichgrau schimmernde Figur vor mir, mit einem Gesicht, in dem sich nichts rührte und nur die Augen lebten, denn in ihnen sah ich die Freude über das Wiedersehen leuchten.

Wir gingen aufeinander zu. Der Eiserne breitete die Arme aus. Er begrüßte mich wie einen Freund, den er lange nicht gesehen hatte.

Und das stimmte auch.
Ich war davon überzeugt, dass er und ich an dem gleichen Fall ›klebten‹. Und wenn der Eiserne geschickt worden war, dann würde es nicht lange dauern, bis auch Myxin und Kara erschienen. Zwar lichtete sich das Dunkel um den geheimnisvollen Jungen nicht, aber ich glaubte mittlerweile daran, dass Atlantis uns eine Lösung bieten würde.
Der Eiserne trat zurück. Er schüttelte den Kopf und hob die mächtigen Schultern. »Es gibt Dinge, die auch mich überraschen, John. Unser Zusammentreffen gehört dazu.«
»Frag mich mal.«
»Wieso, John? Was treibt dich überhaupt in diese Gegend? Kannst du mir das erklären?«
»Stonehenge und ein Junge namens Tim.« Während der Worte hatte ich den Eisernen genau beobachtet. Mir war das Zucken in seinen Augen nicht entgangen. Für mich der endgültige Beweis, dass auch er sich mit Tim beschäftigte.
»Du also auch, John.«
»Richtig. Aber wieso nur du und nicht Kara und Myxin.«
»Beide scheinen hilflos gegen den Jungen zu sein.«
»Was?« Ich war geschockt. »Sie hilflos gegen eine Person, die dem Kindesalter kaum entwachsen ist?«
»Aber eine große Macht und Gefahr mit sich bringt und die Fläming Stones für seine Pläne ausgenutzt hat.«
»Das mußt du mir erzählen.«
In den nächsten Minuten standen wir wie zwei einsame Gestalten zusammen und informierten uns gegenseitig. Schließlich wusste er Bescheid, ich ebenfalls, aber der Lösung waren wir kaum näher gekommen. Noch immer wussten wir nicht, um wen es sich handelte.
»Aus Atlantis stammt er nicht«, sagte der Eiserne. »Doch sein Wissen ist enorm. Wenn wir herausfinden, von wem er es bekommen hat, dann liegt die Lösung auf der Hand.«
»Wolltest du sie durch deinen Flug über Stonehenge finden?«
»Ich hatte es vor.«
»Hast du schon etwas entdeckt?«
»Nein, ich war im Anflug.« Er deutete gegen die mächtigen Blöcke.
»Deshalb möchte ich meinen Flug und die Beobachtung fortsetzen, John. Wenn ich etwas sehe, komme ich zurück und berichte dir. Bist du damit einverstanden?«
»Sicher.«
Der Eiserne Engel war beruhigt. Er ging zur Seite, breitete seine Flügel aus und glitt mit geschmeidigen Bewegungen dem blauen Himmel entgegen. Wer ihn auf dem Boden sah, konnte kaum glauben, dass er dermaßen sanft und locker fliegen konnte, bei seinem Gewicht.

Die Rätsel waren nicht weniger geworden. Selbst Kara, Myxin und der Engel waren in den Fall hineingezogen worden, von dem ich nicht wusste, in welche Richtung er sich bewegte.

Sollte es tatsächlich Atlantis sein? Ich wollte nicht so recht daran glauben, denn dieser geheimnisvolle Tim machte auf mich einfach nicht den Eindruck, dass er aus diesem längst versunkenen Kontinent stammte.

Auch bereitete es mir Sorge, dass der Junge es geschafft hatte, Kara und Myxin zu überlisten. Die Steine schirmten sie gegen die Außenwelt ab.

Irgendjemand musste ihn mit einer gewaltigen Machtfülle ausgestattet haben. Es stand also eine Person hinter ihm, ein Dämon, einer, der in der Vergangenheit eine große Rolle gespielt hatte. Wenn ich mich an der Kleidung des Jungen orientierte, kam er aus dem Mittelalter.

Auch mit dieser Zeit hatte ich meine Erfahrungen sammeln können, allein durch zahlreiche Reisen, die mich in andere Jahrhunderte hineingeführt hatten.

Es waren mir viele Menschen der unterschiedlichsten Art begegnet, Tim hatte sich nicht darunter befunden.

Noch immer war es heiß. Ich lehnte an der ebenfalls heißen Kühlerhaube des Rover und beobachtete den Flug meines Freundes.

Der Eiserne Engel war von der Gestalt her eine kompakte Masse. In der Luft allerdings, wenn er seine gewaltigen Schwingen ausgebreitet hatte, bewegte er sich frei, sicher und auch so elegant wie ein Vogel. Man konnte ihn schon als ein Phänomen ansehen.

Er schwebte jetzt in einer Höhe von rund dreißig Yards über den Steinen. Dabei drehte er seine Kreise. Wer ihn von den Segelfliegern sah, musste ihn für einen besonders großen Vogel halten.

Immer wieder flog er seine Runden und verlor dabei kontinuierlich an Höhe.

Ich wusste, wie er landen wollte. Hineinschweben in den inneren Kreis, dann auslaufen und…

Etwas stimmte nicht!

Zuerst dachte ich an eine Täuschung, weil auch die heiße Luft vor mir flimmerte. Doch es stimmte. Der Flug meines Freundes hatte sich verändert. Er wirkte ungewöhnlich steif. Auch wenn er seine Schwingen bewegte, geschah dies nicht gleichmäßig. Der rechte Flügel schwang anders als der linke.

Was war das?

Der Eiserne Engel flatterte. Hektisch fuhren die mächtigen Schwingen auf und nieder. Er hatte es unheimlich schwer, sich über Stonehenge zu halten, und er bewegte auch seinen Kopf ungewöhnlich auf und nieder, als wollte er irgendeiner Person zunicken.

Dann passierte es. Und es geschah von einem Augenblick zum anderen.

Außerdem befand sich kein Retter in der Nähe, denn der Eiserne. Engel besaß keinen Halt mehr.

Er fiel!

Ich hielt den Atem an. Es war eine Szene, wie ich sie noch nie bei ihm gesehen hatte. Er fiel auch nicht wie ein Stein in den Ring der Steine hinein, sondern langsamer und flatternd. Es sah aus, als wollten es Luftströme noch einmal versuchen, ihn zu halten, aber das war nicht möglich. Der Eiserne Engel drehte sich noch einmal beim Fall, dann sah ich ihn nicht mehr.

Ich hatte auch keinen Aufschlag gehört. Die hohen Steine schienen ihn verschluckt zu haben.

Aus, vorbei?

Schlimme Gedanken durchzuckten meinen Kopf. Wie ein abgeschossenes Flugzeug war er in die Tiefe getrudelt und von den Steinen verschluckt worden.

Konsterniert blieb ich an der Haube lehnen. Mein Gesicht wirkte ebenso kantig wie die Steine vor mir. Ich spürte den Druck auf meinem Nacken, der sich ausbreitete und schließlich den gesamten Körper erfasste, so dass mir das Atmen noch schwerer fiel.

Ich wusste nicht, wie viele Sekunden bis zu dem Aufprall vergangen waren, aber es war zu spät, um dem Eisernen direkte Hilfe leisten zu können. Bis ich den Ort erreicht hatte, würde Zeit vergehen - leider.

Zudem konnte ich mir gut vorstellen, wer dort seine Fäden gezogen hatte. Kein anderer als Tim, der Halbwüchsige. Er war der Lenker, er war der Macher, und er besaß tatsächlich die Fähigkeiten, Macht selbst über den Eisernen Engel zu gewinnen.

Ich stieg in den Rover, startete und fuhr an.

Mein Weg führte mich jetzt in direkter Linie auf die Steine von Stonehenge zu.

***

Frank Conrad hockte wieder dort, wo er den geheimnisvollen Spiegel entdeckt hatte. Innerhalb des mächtigen Megaliths und auch in der schmalen Höhle.

Dort flackerte Kerzenlicht, so dass Conrad sich einigermaßen orientieren konnte.

Er hatte die Tafel wieder gesehen und war an das geheimnisvolle Land Aibon erinnert worden. Wieder dachte er an die Szene, als der Junge auf so grausame Art und Weise garrottiert worden war und sich nach seinem Tod aufgelöst hatte.

Ein Wunder?

Wenn ja, dann musste es keine Erklärung geben. Dem

Wissenschaftler jedoch fiel es schwer, an Wunder zu glauben. Er wollte einfach nicht, es musste eine Erklärung geben. Auch in der Unlogik gab es gewisse Regeln und Gesetze, zwar nicht mathematisch beweisbar, aber durch Schwarze Magie zu erklären.

Bisher hatte sich Conrad damit nicht beschäftigt. Da er nun damit konfrontiert worden war, traf ihn diese Tatsache wie ein Hammerschlag.

Gleichzeitig fühlte er sich ebenso hilflos wie seine Frau, nur eben in einer anderen Rolle.

Auch hatte er niemals an Flucht gedacht. Aber da war etwas anderes, das ihn abhielt, denn die Kräfte des Jungen durften nicht unterschätzt werden. Sie waren unerklärlich und geheimnisvoll.

Tim hatte den Wissenschaftler allein gelassen und war verschwunden.

Wohin, das hatte Tim ihm nicht mitgeteilt. Er wollte etwas erledigen, wie er zum Abschied gesagt hatte.

Es dauerte eine Weile, bis sich Conrad an seine Gefangenschaft gewöhnt hatte und die Situation nicht mehr als so nervenaufreibend empfand. Ihm war die Höhle geblieben und natürlich die geheimnisvolle Tafel, die sich schließlich zu einem Spiegel gewandelt hatte.

Sie lehnte an der Wand, nicht weit von der Lichtquelle entfernt, so dass sie angeleuchtet werden konnte. Frank Conrad hatte sich bisher nicht getraut, die Tafel anzufassen, er war einfach zu ängstlich gewesen. Den Punkt hatte er jetzt überwunden, weil ihm der normale Menschenverstand sagte, dass er etwas tun musste. Solange man ihn in Ruhe ließ, konnte er etwas unternehmen.

Mit möglichst lautlosen Schritten bewegte er sich auf die Tafel zu. Dabei hatte er sich seitlich an der Kerze vorbeigedrückt, bückte sich und umfasste die Steintafel mit beiden Händen. Es fiel ihm nicht leicht, sie anzuheben, zudem fürchtete er sich dafür, und seine Arme fingen an zu zittern.

Conrad dachte an das Schicksal seiner Frau, der es noch schlechter ging als ihm. Das wiederum gab ihm den Mut, den er brauchte. So hielt er die Tafel fest und näherte sich mit kleinen Schritten dem Ausgang der Höhle im Stein.

Schwierig wurde es für ihn, sich durch den schmalen Spalt zu klemmen.

Mit Ach und Krach, vielem Schieben, Drehen und Schaben schaffte er es schließlich, ohne dass die Tafel Schaden nahm oder vom rauen Gestein verkratzt wurde.

Als Conrad den Spalt verlassen hatte, kam ihm dies wie ein großer und gewaltiger Sieg vor. Er blieb im Zentrum der Steine stehen, hielt die Augen für einen Moment geschlossen, atmete tief durch und hatte

dabei den Eindruck, flüssige Luft zu trinken, so feucht lag sie zwischen dem Gestein.

Er musste für die Dauer einiger Sekunden gegen den Schwindel ankämpfen, und es ging ihm erst besser, als er die Tafel abgestellt und gegen einen Stein gelehnt hatte.

Dann schaute er in die Höhe.

Die Steine warfen Schatten. Sie standen nicht nur als mehr oder weniger hohe Klötze in seiner Nähe, an einigen Stellen bildeten sie auch regelrechte Brücken, unter die jemand herschreiten konnte. Dabei waren die oben und querlegenden Steine nicht so groß wie die senkrecht stehenden Pfeiler.

Der Boden bestand aus Gras. Jetzt, wo Conrad mehr Muße hatte, fielen ihm auch die verbrannten Stellen auf dem Erdboden auf. Die sengende Sonne hatte das nicht geschafft. Hier waren Menschen am Werk gewesen, die des Nachts ihre Feuer entfachten.

Frank wusste auch, welche Gruppen dies waren. Meist Pilger, die den alten Naturbräuchen angetan waren und sich in den obskursten Vereinigungen zusammengeschlossen hatten. Es war auch wieder modern geworden, manchmal so zu leben wie die Eichenkundigen, die Druiden des Keltenvolkes, der mächtigen Ahnherren.

An den verbrannten Stellen hatten sie ihre Opferfeuer angezündet, in die Flammen gestarrt, sich in Trance versetzt und gehofft, die Vergangenheit beschwören zu können.

Auch sie wussten, dass Stonehenge ein magisch angehauchter Ort war, wo viele Strömungen der unterschiedlichsten Richtungen zusammentrafen und sich an bestimmten Stellen konzentrierten.

Richtig hell wurde es hier nie. Es sei denn beim Aufgang der Sonne, wenn sie in einem bestimmten Winkel gegen die Steine schien und durch Lücken drang. Dann gab es Stellen zwischen den ansonsten dunklen Blöcken, die aussahen, als würden sie jeden Augenblick explodieren.

Das gleiche geschah auch bei Sonnenuntergang, nur eben aus einer anderen Richtung.

Als Frank Conrad daran dachte, schaute er unwillkürlich hoch zum Himmel, wo das graue Blei zwar wuchtig wie ein gewaltiger Teppich lag, aber die Sonne noch nicht völlig versunken war. Sie hatte sich in eine Orange verwandelt und schickte die Strahlen nicht nur über den Himmel, sondern auch gegen die Steine, die an einigen Stellen aufleuchteten, als würden sie brennen.

Sie fand auch schon die Lücken, aber die Strahlen lagen noch nicht so tief, als dass sie das Zentrum hätten ausfüllen können. So hielt sich Frank Conrad mehr im Schatten auf.

Er hatte die Tafel abgestellt und dachte darüber nach, ob er es wieder wagen sollte, die Formel auszusprechen. Er wusste jetzt, wie er

lesen musste und brauchte nicht mehr lange zu experimentieren. Aber irgendetwas hielt ihn davon ab, obwohl der Junge nichts dagegen gehabt hätte, weil das hier seine Welt eigentlich nicht war. Conrad sollte ihm dabei helfen, den Rückzug zu finden. Allerdings erst, wenn er bestimmte Aufgaben gelost hatte.

Auf dem Weg hatte der Wissenschaftler zahlreiche Fragen gestellt und auch den Komplex Aibon nicht ausgespart. Doch über das Druidenparadies hatte Tim nicht reden wollen.

Bisher war der Himmel über Stonehenge leer gewesen, abgesehen von einigen Segelfliegern in der Ferne. Auch Vögel umkreisten das doch sehr große und starke Gebiet nicht. Es schien, als würden sie sich davor fürchten.

Plötzlich aber zuckte Conrad zusammen, denn er hatte über sich eine Bewegung gesehen.

Das war kein Segelflieger, der seine ziemlich engen Kreise über dem Gebiet zog. Conrad konnte ihn nicht immer erkennen, manchmal geriet er aus seinem Blick, dann wiederum tauchte er auf und bewegte dabei seine mächtigen Schwingen. Es sah so aus, als würden sie in einem Zeitlupentempo auf- und niederschwingen.

Ein Vogel?

Frank Conrad beschattete mit der Hand seine Augen, um besser sehen zu können. Zuerst hatte er an einen Vogel gedacht, ungefähr von der Größe eines Adlers.

Das allerdings wollte er jetzt nicht mehr unterschreiben. Ein Vogel sah nicht so aus wie die Gestalt, die sich hoch über ihm lautlos durch die Luft bewegte.

Conrad schaute, überlegte, und beim vierten Sichtkontakt wusste er Bescheid.

Weder Vogel noch Flugzeug, sondern ein Mensch!

Nein, das konnte nicht sein. Es gab keine Menschen, die Flügel besaßen, bis auf eine Ausnahme - die Engel!

Conrad hörte sich pfeifend atmen als er daran dachte. Engel, meine Güte, was waren Engel?

Ätherische Wesen, die in den Dimensionen lebten, die zwischen Himmel und Erde lagen. Dort bewegten sie sich, dort fühlten sie sich wohl, dort konnte man ihre Existenz auch erklären und hinnehmen, aber nicht in der normalen Welt.

Obwohl er sich ziemlich weit entfernt aufhielt, konnte er die mächtigen Schwingen und Flügel erkennen, die aus dem Rücken des Fliegenden wuchsen. Sie waren sehr groß und breit. Eigentlich passten sie nicht zu den Körpermaßen der fliegenden Gestalt, die plötzlich ihre Schwerelosigkeit verlor und es auch nicht mehr schaffte, sich aus dem Sichtbereich des Mannes zu entfernen.

Der Flug veränderte sich, er nahm eine torkelnde oder kippende

Formation an, obwohl die Gestalt noch ihre Flügel bewegte, sie damit aber ihren Körper nicht mehr steuern konnte.

Das Ende des Fluges nahte. Es würde sich höchstens noch um Sekunden handeln.

Die Gestalt kippte.

Eigentlich hätte sie wie ein schwerer Felsblock den Steinen entgegenrasen müssen, was aber nicht geschah. Sie flog fast langsam, ohne allerdings das Ziel aus den Augen zu lassen.

Frank Conrad wusste genau, wo die Gestalt landen würde. Im Mittelpunkt der Steine.

Und da prallte sie auch auf, als der Wissenschaftler sicherheitshalber zurückgesprungen war. Der Grasboden dämpfte den Aufschlag, der trotzdem noch hart genug war, denn Conrad befürchtete, dass die Gestalt zerbrechen würde.

Sie blieb heil, kippte nur schwerfällig zur Seite und streckte dabei noch die Arme aus, um sich mit den Händen abzustützen. Der linke Flügel war eng an den Körper angelegt worden, der rechte noch zur Hälfte gespreizt. Diese Form unterstrich noch stärker die unnatürliche Haltung.

Frank Conrad traute sich nicht, näher an die Gestalt heranzugehen. Er wusste auch nicht, ob er von ihr gesehen worden war, denn der Unbekannte hielt den Kopf gesenkt. Es war aber zu sehen, dass an seiner linken Seite die Klinge eines mächtigen Schwerts steckte.

Eine normale Haut besaß die Gestalt nicht. Wenn Conrad nicht alles täuschte, bestand sie aus Metall, einer Mischung aus Bronze und Eisen.

Der Gefallene sah grau aus. Hin und wieder aber schimmerten an verschiedenen Stellen rötliche und silbrige Einschlüsse.

Conrad konnte nicht hören, ob der Abgestürzte atmete. Für ihn war er ein mystisches Wesen, eine Mischung aus Mensch und Geist, eben ein Gestalt gewordener Engel.

Er gab sich einen innerlichen Ruck, als er auf den Engel zuschritt. In seinen Knien spürte er das Zittern, denn was er hier erlebte, das war ihm in seinem gesamten Leben nicht vorgekommen. So etwas konnte er auch nicht erklären.

Durch Conrads Bewegung wurde auch der Eiserne aufmerksam. Ohne seine Haltung zu verändern, hob er den Kopf an und schaute dem Wissenschaftler entgegen.

Dieser wunderte sich darüber, dass er noch immer keine große Furcht empfand. Eher eine gewisse Spannung, gepaart mit einem leichten Unbehagen.

Dicht vor der Gestalt blieb er stehen und ertappte sich bei dem Gedanken zu fragen, ob dieser Fremde auch reden konnte. Die Antwort nahm ihm der andere ab.

»Ich grüße dich, Fremder. Wer immer du auch bist, als Feind brauche

ich dich wohl nicht zu betrachten.«

Überrascht ging Conrad einen Schritt zurück. »Du… du sprichst?« flüsterte er.

»Ja, wie du hören konntest.«

»Wer bist du dann?«

»Zumindest ein Leidensgenosse.«

Conrad nickte. »Ja, ja!« rief er. »Das kann ich mir vorstellen. Ein Leidensgenosse.« Dann ging er in die Hocke. So konnte er sich besser auf die Gestalt konzentrieren. »Darf ich dich etwas fragen?«

»Bitte.«

Conrad wusste nicht so recht, wie er anfangen sollte und suchte nach den richtigen Worten. »Bist du ein Mensch, ein Vogel oder einfach nur ein überirdisches Wesen, ein Engel?«

»Was glaubst du denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann sieh mich einfach als einen Engel an. Etwas anderes kann ich dir nicht sagen. Ich bin der Eiserne Engel, und du hast eine meiner größten Niederlagen miterlebt.«

»Den Absturz, nicht?«

»Richtig. Damit habe ich nicht gerechnet, aber er zeigt mir gleichzeitig, wie mächtig und groß die anderen Kräfte sind, die zwischen den Steinen lauern. Etwas ist hier hervorgekommen und hat die Gestalt eines Jungen angenommen.«

»Den erweckte ich.«

»Du?« Der Eiserne war erstaunt. Die Augen in seinem klassisch geschnittenen Gesicht weiteten sich. Es sah aus, als würden sie hinter einer Maske aus Metall größer werden.

»Dabei habe ich es nicht gewollt.«

Schwerfällig richtete sich der Eiserne Engel auf. Als er hockte, zog er die Knie an und legte seine Handflächen darum. »Wir haben noch genügend Zeit, mein Freund. Komm, berichte mir in kurzen Sätzen, was dir widerfahren ist.«

Seltsamerweise hatte Conrad Vertrauen zu dieser Person gefasst und hielt sich auch nicht zurück. Es strömte nur so aus ihm hervor, und wenig später wusste der Eiserne alles.

»Ein Toter also ist unser Gegner«, murmelte er. »Ein lebender Toter, der den Weg zu den Steinen gefunden hat. Nicht nur nach Stonehenge, sondern auch zu den Flaming Stones.«

»Was ist das?«

»Meine zweite Heimat.«

»Hast du auch eine erste?«

»Ja, Atlantis, Der Kontinent, der vor mehr als 10 000 Jahren zu einem Raub des Meeres wurde. Dort habe ich als Anführer der Vogelmenschen gelebt.«

Conrad nickte, ohne dass er begriff. Er nahm es einfach hin, ihn konnte nichts mehr erschüttern. Er bewegte seinen Kopf und schaute die in der Nähe stehende Tafel an. Dabei fragte er: »Was können wir denn überhaupt noch tun?«

»Wir sollten die Zeit nutzen, solange Tim noch nicht erschienen ist. Dass er etwas von uns will, steht fest. Er ist nicht ohne Grund aus dem Zeitloch gefallen…«

»An dem ich die Schuld trage.«

»Nein, Frank, du nicht.« Der Eiserne hatte auch nach dem Namen gefragt. »Ein jeder hätte so gehandelt wie du, Frank. Darum brauchst du dir keine Sorgen zu machen, aber wir dürfen uns auf keinen Fall unterkriegen lassen, verstehst du?«

»Wie sieht dein Plan aus?«

»Leider nicht gut und erfolgversprechend, weil ich ziemlich außer Gefecht gesetzt worden bin. Der Sturz war nicht sehr schlimm, aber man hat mir einen Teil der Kräfte genommen. Dies auszugleichen, ist nicht ganz einfach, mein Freund.«

»Dann bist du wehrlos?«

Der Eiserne lachte. »Gut ausgedrückt und erfasst. So ähnlich fühle ich mich auch. Dennoch habe ich nachgedacht und bin, so hoffe ich, zu einer Lösung gekommen.«

Für einen Moment blitzte Hoffnung in den Augen des Wissenschaftlers.

»Zu welcher?«

»Es sieht so einfach aus. Wir dürfen nicht zulassen, dass dieser Junge wieder in seine Zeit zurückkehrt. Wir müssen ihn hier bei den Steinen stoppen.«

Conrad begriff nicht. »Weshalb soll er denn nicht wieder zurück? Dann wären wir unsere Sorgen los.«

»So einfach ist das nicht. Du hast ihm die Rückkehr in die anderen Zeiten ermöglicht. Er würde immer wieder zurückkehren, solange die Tür nicht geschlossen wird.«

Der Wissenschaftler überlegte. »Ja, das glaube ich auch. Ich habe den Fehler gemacht und werde alles daransetzen, um ihn wieder auszubügeln.« Er hatte nachgedacht. »Es gäbe da nur eine Möglichkeit, indem ich die Platte wieder zerstöre.«

Der Eiserne Engel zeigte ein knappes Lächeln. »Das genau ist es, mein Freund.«

Frank Conrad lachte. »Soll ich sie zertreten, oder was schlägst du vor?«

»Das wäre kaum zu schaffen. Wenn du genau hinschaust, siehst du mein Schwert. Ich bin bewaffnet. Die Klinge ist schwer, du wirst sie kaum halten können, aber versuche es trotzdem.«

»Könntest du denn nicht…?«

Der Eiserne lachte ihn bitter an. »Natürlich könnte ich, Frank. Wenn man mir meine Kräfte gelassen hätte. Aber die sind nicht mehr vorhanden. Hast du meinen Flug ein Stück verfolgen können?«

»Sicher.«

»Dann hast du auch den Absturz gesehen.«

»Leider.«

»Das war der Beweis, Frank. Mir sind die Kräfte genommen worden. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr halten. Eine andere Macht kam über mich und packte zu.«

»Ist er denn so stark?«

»Alles deutete darauf hin. Wenn ich einen Vergleich gebrauchen darf, so haben wir den Teufel aus der Hölle geholt. Er ist derjenige, der hier befiehlt.«

Frank Conrad wusste, welch eine Verantwortung auf ihm ruhte. Er zögerte auch nicht mehr und legte die wenigen Schritte zurück, bis er den Eisernen erreicht hatte.

Die Sonne hatte ihren Stand inzwischen verändert. Sie war wieder tiefer gesunken, hing am Himmel wie eine Tomate oder ein knallrotes Auge, das alles unter Kontrolle hielt.

Ihre Strahlen umschlossen die Steine wie flüssiges Rotgold. Sie sorgten für eine geheimnisvolle Veränderung. Das Material sah aus, als würde es jeden Augenblick zerspringen.

Der Wissenschaftler hatte sich gebückt, um den Schwertgriff umfassen zu können. Schon bei der ersten Berührung stellte er mit Erschrecken fest, wie schwer diese Waffe war. Da hatte der Eiserne Engel nicht übertrieben. Ein paar Mal zerrte und zog er, stemmte dabei seine Hacken in den Boden. Er konnte die Klinge bewegen, nur brachte er es nicht fertig, sie hervorzuziehen.

Er ließ los. Dabei taumelte er zurück, blieb stehen, keuchte, und hob die Schultern. »Ich… ich schaffe es nicht. Das Schwert wiegt einfach zu viel, verstehst du?«

Der Eiserne antwortete nicht. Sein Blick flog an dem Wissenschaftler vorbei, und dabei dem Ziel entgegen, das hinter diesem stand. Conrad merkte sehr schnell, dass etwas nicht stimmte.

Er drehte sich.

Jetzt stand Tim vor ihm!

***

Wieder hatte er den Kopf schiefgelegt, lächelte dabei und schaute Conrad vorwurfsvoll an. »Es ist doch klar, dass du es nicht schaffst, die Waffe zu ziehen. Hier regiere ich, denn ich habe Stonehenge meinen Stempel aufgedrückt.«

Nur schwer beruhigte sich der Herzschlag des Wissenschaftlers. Das plötzliche Auftauchen der kleinen Gestalt hatte ihn erschreckt. Damit

war auch ihre letzte Chance dahin, dieser Falle zwischen den Steinen zu entwischen.

Tim schlenderte näher. »Es stimmt«, gab er zu. »Wenn es dir gelungen wäre, die Platte zu zerstören, hätte es für mich keinen Rückweg mehr gegeben. Ich hätte nicht mehr zurück in meine Zeit ausweichen können. Da habt ihr recht.«

»Aber du bist tot!« rief Conrad. »Ich habe selbst gesehen, wie man dich garrottierte.«

»Das stimmt. Nur hast du vergessen, dass hinter mir mächtige Freunde stehen, die ein gewaltiges Reich regieren, das von vielen Personen als ein Paradies bezeichnet wird.«

»Aibon?«

»Ja, Aibon. Aber die andere Seite dieses Landes. Nicht Atlantis, obwohl es nahe gelegen hätte, denn die Steine, nicht diese hier, sind auch dafür geschaffen, eine Verbindung zwischen den beiden geheimnisvollen Reichen herzustellen. Und das genau will ich. Das ist mein Plan. Ich möchte zwischen den Zeiten, den Kontinenten, springen können. Ich möchte überall sein und meine Erfahrungen sammeln. Von einer Zeit in die andere, das ist ein Traum, der nun wahr geworden ist. Auf dieser Welt gibt es zahlreiche Plätze, die mir so etwas ermöglichen. Nicht nur die Fläming Stones und auch nicht Stonehenge. Nein, das sind ganz andere Plätze, in Frankreich, in Asien, auf den kleinen Atollen und größeren Inseln. Ich werde sie alle unter meine Kontrolle bringen, und ich werde immer dann erscheinen, wenn die Menschen es nicht erwarten.«

Der Eiserne, der noch immer geschwächt auf dem Boden hockte, meldete sich. »Damit mußt du sehr mächtig sein, mein Freund. Wer bist du denn? Wir wissen nichts über dich.«

Tim legte seinen Kopf noch schiefer, bevor er seine Handflächen gegeneinander rieb, so dass plötzlich Feuer mit einem grünen Zentrum entstand. Er schaute an der Flamme hoch, lachte leise und sah zu, wie sie wieder zusammensank.

»Eigentlich bin ich ein Toter!«

Eine derartige Erklärung war für den Eisernen nicht neu. Frank Conrad aber brachte sie ins Schwitzen, und er schaute den Jungen ungläubig an.

»Glaubst du mir nicht, Frank? Dabei hast du doch selbst gesehen, wie ich umgebracht worden bin. Auf eine gemeine Art und Weise, denn das Garrottieren ist grausam, und mein damaliger Herr, dem ich einige Monate diente, hatte mir nicht geholfen.«

»War es die Person mit dem Knebelbart, die ich auch bei dir reiten sah?«

»Gut beobachtet, Frank.«

»Warum half er dir denn nicht?«

»Nun«, erwiderte Tim lässig. »Er war ein Mensch mit edlen Gefühlen, der den sogenannten geraden und gerechten Weg ging. Er hasste das Böse, das habe ich gespürt, aber es fiel ihm erst sehr viel später auf, dass er sich mit mir eine Laus in den Pelz gesetzt hat. Denn ich gehörte zu den Wesen, die er hasste. Ich hatte mich an ihn herangemacht und diente ihm damals als Knappe und Bursche. Ich wollte ihm etwas wegnehmen, was ich leider nicht schaffte. Er kam mir auf die Schliche und sorgte dafür, dass man mich tötete.«

»Warum garrottierte man dich?«

»Weil es damals bei den Druiden so üblich war. Sie haben diese Tötungsart erfunden. Mein Herr fand heraus, dass ich aus Aibon stammte, und er hatte nichts dagegen, dass ich dieses Ende erlitt. Nur konnte er nicht damit rechnen, dass ich unter dem Schutz eines mächtigen Druidenfürsten stand, der den Tod ebenfalls überwunden hatte und in sein spezielles Paradies einging.«

Der Eiserne war informiert. »Guywano?«

»So ist es.« Tim breitete die Arme aus. »Er gab mir die Chance zur Rückkehr, denn er erklärte mir auch, dass längst nicht alles verloren war für mich und dass sich eigentlich nur die Zeiten verändert hatten. Das Eigentliche ist geblieben.«

Das verstanden weder der Engel noch Frank Conrad. »Worum ist es dir denn gegangen?«

»Ich hatte natürlich einen Grund, mir einen bestimmten Ritter auszusuchen, weil ich einzig und allein die Spur des Dunklen Grals finden wollte. Mein Herr wusste, wo er sich befand. Er hat die entsprechenden Forschungen betrieben, aber er hat mich kaum eingeweiht. Leider ist es zu früh herausgekommen, wer ich war, deshalb mein Tod. Wie gesagt, verloren ist nichts, denn mein Herr hat die Zeiten ebenfalls auf eine gewisse Art und Weise überdauert, wenn auch wesentlich anders als ich.« Im Gesicht des Eisernen leuchtete so etwas wie Erkennen. »Darf ich raten, wer dein Herr gewesen ist?«

Tim lachte. »Weißt du es nicht schon?«

»Ich glaube…«

»Dann nenne den Namen.«

Der Eiserne schaute Tim für einen Moment kalt an, bevor er sagte:

»Hector de Valois…«

***

Tim ließ den Namen ausklingen. Nur in seinen Augen leuchtete es auf.

Dann nickte er. »Wie recht du hast, mein Freund. Es war tatsächlich Hector de Valois. Ihm diente ich für eine Weile als Knappe. An seiner Seite ritt ich.«

Der Eiserne gab ein stöhnendes Geräusch von sich. »Es gab keine

andere Möglichkeit«, flüsterte er. »Ich wusste es genau. Es konnte sich nur um Hector de Valois handeln.«

»So spielt das Leben…«

Frank Conrad wunderte sich darüber, dass beide die Person kannten. Er konnte mit dem Namen nichts anfangen und erkundigte sich, wer er gewesen war.

»Ein sehr edler Mensch«, erklärte der Eiserne. »Ein Mann, der sich auf die Suche nach der Wahrheit gemacht hatte. Der versuchen wollte, den Spuren der Welt zu folgen, der ihre Geheimnisse ergründen wollte und es nicht geschafft hat, obwohl zahlreiche Voraussetzungen dafür geschaffen worden waren.«

Der Wissenschaftler krauste die Stirn. »Das Geschlecht der de Valois kenn ich schon. Das ist uns Historikern nicht unbekannt, aber ich wusste nicht, dass dieser Hector de Valois so außergewöhnlich gewesen ist. Dies ist mir neu.«

»Er hat seine Forschungsergebnisse auch nur Insidern verraten, das allerdings muss ich zugeben. Er war eine große Persönlichkeit, deren Geist Grenzen sprengte, die den Menschen gesteckt wären, aber man konnte ihn nicht als unfehlbar bezeichnen, denn er merkte nicht, welche Laus er sich mit seinem Knappen in den Pelz gesetzt hatte.«

»Okay, okay«, sagte Conrad hastig, der seine Furcht verdrängt hatte, weil es spannend geworden war. »Das begreife ich noch alles. Aber ich habe auch gehört, dass er nicht mehr am Leben sein soll. Wie kann Tim davon sprechen, dass noch nichts verloren ist.«

»Ganz einfach, Frank. Weil dieser Junge genau weiß, dass Hector de Valois wiedergeboren wurde, und zwar in einer Person, die heute lebt und die ähnlich handelt und denkt wie er.«

»Kenne ich den Mann?«

»Ja und nein«, erwiderte Tim. »Ich rief ihn von deiner Wohnung aus an. Es ist John Sinclair.«

»Nein!« rief Frank Conrad…

***

»Doch, er hat nicht gelogen!«

Aus einer mit blutigrotem Licht gefüllten Lücke zwischen den Steinen war die Antwort geklungen, und ich war derjenige, der sie gegeben hatte.

Leider oder zum Glück hatte ich mich etwas verspätet, weil ich den genauen Weg erst hatte suchen müssen, denn es war nicht einfach gewesen, bis zum Zentrum zu gelangen. Die letzten Erklärungen hatte ich mithören können und betrat nun die Szene wie ein Schauspieler, der auf seinen Einsatz lange genug gewartet hatte.

Überrascht waren der Eiserne Engel und Frank Conrad. Tim, Hectors ehemaliger Knappe, blieb gelassen. Er nickte mir freundlich zu. »Du

bist genau zum richtigen Zeitpunkt erschienen, John.«

»Das bleibt abzuwarten.« Um Tim kümmerte ich mich nicht, denn für mich war der Eiserne wichtiger. Ich hatte seinen Absturz aus der Ferne miterleben müssen, ging nun zu ihm und kniete mich neben ihn nieder.

»Wie geht es dir?«

»Es sieht nicht gut aus, John. Ich bin in seinen Dunstkreis hineingeraten. Er ist sehr mächtig. Er hat es auch geschafft, Kara und Myxin zu schocken. Kara war nicht einmal in der Lage, ihr Schwert gegen ihn einzusetzen. Sie wollte ihn bewusstlos schlagen, doch er hielt voll dagegen. Hüte dich vor ihm.«

Mein Freund hatte sehr leise gesprochen. Die Worte waren trotzdem von Tim verstanden worden, der sich ein Lachen nicht verkneifen konnte. »Er hat recht, John. Er hat in allem so schrecklich recht. Ich habe durch meinen Tod nicht an Kräften verloren, nur gewonnen. Ich werde da weitermachen, wo ich damals aufhörte.«

Ich erhob mich wieder. »Du willst alles haben?«

»Zunächst den Gral.«

Ich drehte mich um, damit ich ihn anschauen konnte. »Wer sagt dir denn, dass ich ihn besitze?«

»Ich weiß es.«

»Okay, es stimmt. Aber ich bin kaum anders als Hector de Valois. Er hätte den Gral nicht hergegeben, hätte er ihn besessen. Und ebenso reagiere ich auch. Ich werde ihn nicht aus der Hand geben. Er gehört zu mir, denn ich bin der Sohn des Lichts.«

»Hector dachte ähnlich.«

»Und ich werde wieder so ähnlich handeln wie er, Tim.«

Der Junge lachte. »Du willst das tun? Hast du dir nicht zuviel vorgenommen? Vergaß nicht, dass die Zeiten andere geworden sind, Sinclair. Vergaß es nicht. Wir stehen uns heute mit umgekehrten Vorzeichen gegenüber, das darfst du nicht vergessen. Damals besaß de Valois die Macht, heute bin ich es.«

»Ist dein untotes Dasein der Unterschied?«

»Ja, Sinclair. Ich habe doch gewusst, dass die Zeit reif ist. Irgendjemand würde erscheinen und das Tor öffnen. Das ist geschehen, deshalb muss ich Frank dankbar sein.«

Mein Blick erfasste die Platte, und ich fragte: »Was hat es mit ihr auf sich?«

»Sie ist das Tor. Durch die Buchstaben war sie verschlüsselt. Das verdanke ich dem Druidenfürsten Guywano. Ich diente ihm schon während meines ersten Lebens. Später hat er sein Versprechen gehalten und mich zurückgeschickt. Du weißt selbst, dass er über einen großen Teil des Druidenparadieses Aibon herrscht. Für mich hat er das Weltentor geschaffen, durch das ich immer wieder

zurückkehren kann. Deshalb bleibt es offen.«
»Aber man kann es zerstören, nicht wahr?«
Tim gab mir keine Antwort. Er lächelte nur hintergründig.
»Soll ich es versuchen?«
»Wenn du die Platte zerschlagen willst, müsstest du das Schwert nehmen, John Sinclair.«
»Nein, das würde mir nicht gelingen. Ich hätte andere Schlüssel.«
»Den Gral?«
»Siehst du ihn?«
»Leider nicht.«
»Ich werde ihn auch nicht herholen!«
Der Junge schaute mich an. »Ist das dein letztes Wort, John Sinclair?«
»Ja.«
Plötzlich flackerte es in seinen Augen grün auf. Er hob einen Finger, auf den wir uns automatisch konzentrierten. »Horcht!« sagte er dann mit zischender Stimme. »Spitzt eure Ohren und hört zu!«
Sekundenlang passierte nichts. Allerdings verstärkte sich das grüne Leuchten in den Augen.
Auf einmal hörten wir es.
Es war ein furchtbarer, ein grauenerregender Schrei einer Frau, der uns entgegenwehte.
Und er schien geradewegs aus der Platte zu kommen, die genau in dem Augenblick ihr Aussehen veränderte und zu einem Spiegel wurde, als Frank Conrad in den Schrei hineinbrüllte.
»Das ist Helen, meine Frau!«

***

Wie grausam der ehemalige Knappe sein konnte, bekamen wir präsentiert, denn der Spiegel zeigte das Bild der Helen Conrad. Sie hockte auf dem Bett, umgeben von den rotgelben und im Zentrum grün leuchtenden Feuerarmen, die ihr bisher nichts getan hatten, jetzt aber anders reagierten, weil Tim sie leitete.
Besonders dicht war das Feuer an ihrem rechten Arm, den sie ausgestreckt hielt und die Finger dabei gespreizt hatte, als wollte sie nach einer Hilfe greifen und sich dort festklammern.
Es war nichts vorhanden, woran sie sich hätte klammern können, sie griff ins Leere, aber die grünen Flammen schafften es tatsächlich, ihren Arm zu zerschmelzen. Wir mussten zusehen, wie die Haut zerlief und zu einer grünen Masse wurde, die, entgegen der Erdanziehung, von unten nach oben rann.
Ein grauenvolles Bild, unter dessen Anblick besonders stark Frank Conrad litt. Er hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen, schaute aber durch die gespreizten Finger hin, weil irgendeine Kraft

vorhanden war, die dies wollte.
Helen litt unter furchtbaren Schmerzen. Ihrem Gesicht war dies alles abzulesen, und ich fuhr mit einer wütenden Bewegung zu diesem verdammten Knappen.
Ich sah ihn nicht mehr, statt dessen den Eisernen Engel, der mich warnend anschaute und es nicht mehr schaffte einzugreifen, denn Tim hatte den Augenblick der Ablenkung genutzt und warf mir blitzartig eine Schnur über den Körper, an der vorn ein Knebel befestigt war, der schon jetzt gegen meinen Hals drückte.
Tim zerrte mich auf die Knie und drehte den Knebel ein winziges Stück nach rechts.
Schmerzen und Luftknappheit trafen zusammen. Ich konnte nicht mehr atmen, aber auch das Schreien war verstummt. Ich kniete so, dass ich mit einem Blick die Platte erfassen konnte.
Helen Conrad bewegte sich nicht mehr. Sie lag jetzt auf dem Bett, den rechten Arm verbannt, verändert und von grünlichfauler Haut überzogen.
War sie tot?
Tim hatte meine Gedanken erraten. »Nein, sie ist nicht tot, noch nicht. Den nächsten Angriff wird sie nicht überleben. Sie hat nur einen Arm verloren, damit kann sie leben, vorausgesetzt, es geschieht alles so, wie ich es will.«
Wir knieten uns gegenüber. Ich bekam so gut wie keine Luft mehr. Mein Hals stand unter wahnsinnigen Schmerzen. Wenn ich sprechen wollte, bereitete mir das eine unsägliche Mühe.
Tim merkte dies, und er freute sich.
Sein schiefer Kopf zitterte, er lachte breit, aber lautlos, und in seinen Augen stand weiterhin das grüne Aibonleuchten.
Tim hatte gewonnen. Der ehemalige Knappe genoss seine Rache hier im Mittelpunkt von Stonehenge. Und er würde kein Pardon mit mir kennen, das stand fest.
»Willst du sprechen?« fragte er.
Ich konnte nur nickend antworten.
Er ließ sich noch Zeit. »Du weißt ja, John. Diese Garrotte ist heute noch ebenso wirksam wir vor zweitausend Jahren, das kann ich dir versprechen.«
Ich glaubte ihm jedes Wort, aber ich wollte, verdammt noch mal, wieder nach Luft schnappen und rutschte mit den Knien über den weichen, saftigen Grasboden.
Tim weidete sich an meinen Qualen. Was der Eiserne und Frank Conrad taten, konnte ich nicht erkennen, aber sie waren einfach zu schwach, um das Steuer zu drehen.
Dann lockerte er den Druck, damit ich reden konnte. Das Bild auf der Platte hatte sich wieder verändert, war aber ein matter Spiegel

geblieben, der mir einen Blick in das andere Land gestattete.

Ich konnte dort Gestalten erkennen. Unter ihnen einen alten, bärtigen Mann in einem hellen Gewand. Dessen Gesicht schaute kalt aus der Fläche hervor. Dann veränderte es sich, nahm einen grünen Schein an und wurde zu einer Fratze, die mir den gefährlichen Druiden Guywano sehr deutlich zeigte.

Er regierte also im Hintergrund. Im Gegensatz zu damals hatte sich nichts verändert.

Tim genoss seinen Triumph. »So habe ich es mir schon als Knappe gewünscht, meinen Herrn auf den Knien zu sehen, John Sinclair. Damals ist es für mich leider ein Traum geblieben, aber heute nicht mehr, denn nun bin ich der Herr.«

»Ach ja?« Ich konnte die Antwort nur hervorwürgen. »Man kann die alten Zeiten nicht mehr zurückholen, Tim. Das ist einfach unmöglich, und daran solltest du dich halten.«

»Ich werde es können. Hector de Valois, dem mein gesamter Hass galt, ist in dir wiedergeboren worden. Auch er hat das Kreuz besessen, und es öffnete ihm so manche Wege, die mir verschlossen blieben. Er hat den Gral nicht bekommen, Sinclair, aber du besitzt ihn…«

»Das stimmt.«

»Und du wirst ihn mir geben. Oder du wirst auf die gleiche Art und Weise ums Leben kommen wie ich damals.« Zur Unterstreichung seiner Drohung drehte er die Garrotte etwas fester zu, so dass ich den wahnsinnigen Schmerz spürte, der meinen Hals durchtoste und den ganzen Körper erfasste.

Danach lockerte er die Schlinge und erkundigte sich nach meiner Antwort.

»Ich… ich kann dir den Gral nicht geben.«

»Nein?« höhnte er. »Warum nicht?«

»Er ist nicht hier.«

»Das weiß ich. Aber er kann geholt werden, John. Ja, er kann hergebracht werden.«

»Gut, ich werde gehen und ihn…«

»Nein, nicht du.« Tim warf den Kopf zurück. Sein Gesicht tauchte ein in einen feuerroten Sonnenstrahl, der seinen Weg durch eine Lücke gefunden hatte und sein Gesicht fast in Flammen setzte. »Du wirst nichts machen, denn du bist meine Geisel. Es gibt noch andere, die über den Gral Bescheid wissen.«

»Suko, aber…«

»Der Eiserne Engel!« sprach Tim in meine Worte hinein. »Er ist informiert. Warum habe ich ihn wohl am Leben gelassen? Ich hätte ihm nicht nur einen Teil seiner Kräfte nehmen können, sondern ihn zerstören sollen. Aber ich wollte, dass er für mich etwas tut. Habe ich dir nicht gesagt, dass ich die Steine beherrsche? Und nicht nur die hier

in Stonehenge. Auch deine beiden Verbündeten bei den Flammenden Steinen haben erkennen müssen, dass ich stärker bin als ihr Refugium. Sie werden in Zukunft nur mir gehorchen und zu dem Teil Aibons gehören, in dem Guywano herrscht. Genug geredet. Der Eiserne wird sich auf den Weg machen und den Dunklen Gral holen.« Die nächsten Worte richtete er an Frank Conrad. »Wenn ich den Gral besitze, wird auch deine Frau wieder freikommen, das ist ein Versprechen. Du bist nur eine Figur gewesen, ich brauche euch nicht mehr.« Kniend drehte er den Kopf. »Verschwinde endlich, Engel.«

Es war für den Eisernen nicht leicht, sich zu erheben. Beim ersten Versuch kippte er zur Seite. Er blieb auf dem Bauch liegen, stemmte sich etwas höher und kroch dann wie ein angeschossenes Tier über den Boden.

Meine Lage war prekär, aber gleichzeitig empfand ich es als schlimm, den Eisernen, diese mächtige Gestalt, so kraftlos sehen zu müssen. Er bewegte sich hinein in die dunkelroten Sonnenstrahlen, die einen Teppich aus Feuer über das Gras gelegt hatten. Je weiter er kroch, um so mehr schien er an Kraft zu gewinnen. Das lag wohl nicht an den Strahlen der Sonne, Tim sorgte dafür.

Er hatte seinen Spaß daran, dem Eisernen ebenfalls zuschauen zu können. »Reiß dich zusammen, Kämpfer. Du weißt, dass ich nicht gern warte. Noch bevor die Sonne ganz untergegangen ist, will ich dich wieder hier sehen. Mit dem Dunklen Gral, dessen Spur ich damals schon bei Hector de Valois verfolgte.«

Der Eiserne verharrte in seiner Haltung. Dann aber gab er sich einen Ruck. Den Schwung nutzte er geschickt aus, und plötzlich stand er auf den Beinen.

Er blieb nicht ruhig stehen, sondern torkelte ein, zwei Schritte nach vorn, bis er sich gefangen hatte.

Noch einmal drehte er sich um. Dabei breitete er seine mächtigen Schwingen aus.

Ich erkannte, dass er wieder fliegen konnte, denn die Bewegungen der Schwingen waren mir nicht neu.

Er lief weiter. Es sah so aus, als wollte er gegen einen der Steine rennen.

Dicht davor hob er ab.

Ein Sprung, das Bewegen der Schwingen, der Luftzug, der durch das Gebiet wehte, dann stach er in die Höhe.

Und blitzschnell war er verschwunden, als hätte ihn die rote Sonne verschluckt…

***

»Du mußt etwas tun!« Kara hatte den Satz gesagt. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wie oft sie ihn schön wiederholt hatte, aber

Myxin gab die gleiche Antwort.
Er hob die Schultern und fragte: »Was denn?«
»Ihn vernichten.«
»Dein Schwert schaffte es nicht einmal, und wir haben durch die Aktivierung der Steine einen Blick nach Stonehenge werfen können und die Machtlosigkeit des Engels gesehen.«
»Dann sollen wir also aufgeben?«
»Das will ich nicht.«
Sie standen im Zentrum zwischen den Steinen. Über ihnen war die Sonne längst verschwunden. Sie hatte sich hinter die bewaldeten Hügel zurückgezogen und bedeckte diese mit einem rotgoldenen Schimmer.
An den Spitzen sah es aus, als würden die Bäume brennen.
Sie hatten sich auf die Magie konzentriert, die Steine zur Reaktion gebracht, aber der Weg nach Stonehenge war ihnen versperrt. Nur den Blick hatten ihnen die Steine gegönnt.
»Sie schaffen es nicht«, flüsterte Kara. »Weder John, der Eiserne noch dieser Mann. Tim hat sie alle genarrt. Auch uns. Er ist ungemein mächtig und hat den Vorteil, dass er zumeist unterschätzt wird.«
»Jetzt nicht mehr«, sagte Myxin und holte etwas hervor, das sich in seinem Besitz befand und ebenfalls aus dem versunkenen Kontinent Atlantis stammte. Es war die Totenmaske!
Hergestellt in einer längst vergangenen Zeit, hatte sie schon des Öfteren ihre Wirkung gezeigt. Sie war als Fünfeck geschnitten worden.
Dabei an den Rändern mit fünf verschiedenfarbigen Augen versehen worden, die allesamt als Kraftspender eingesetzt werden konnten. Blau, rot, violett, braun und grün. Grün war auch ihre Farbe, in der der Mund nur als gekrümmter Strich zu sehen war. In der oberen Hälfte zeigten sich zwei Augenlöcher, und die angedeutete Nase stand um eine winzige Idee vor.
Kara nickte. »Das ist tatsächlich unsere letzte Möglichkeit. Wenn die Maske versagt…«
»Sie wird nicht versagen!« flüsterte Myxin. »Sie hat auf dem Planeten der Magier nicht versagt, als wir gegen Arkonada, Jane Collins und Wikka kämpften, und sie wird uns auch jetzt helfen. Ich glaube daran, ich bin sogar davon überzeugt.«
Sie legte eine Hand auf die Schulter ihres kleinen Freundes. »Ich wünsche es dir, mir und allen.«
»Gut.« Myxin räusperte sich. »Dann tu mir einen Gefallen und verlasse das Zentrum.«
Die Schöne aus dem Totenreich ging ohne Widerspruch, obwohl sie sehr gern mit in den Kampf eingegriffen hätte. Aber sie hatte erleben müssen, dass ihre Grenzen aufgesteckt worden waren, und deshalb zog sie sich zurück, wobei sie Myxin mehr als nur die Daumen drückte,

dass die Maske es schaffte. Erst als Kara das Zentrum zwischen den Steinen verlassen hatte, setzte der kleine Magier die Maske auf. Er presste sie gegen sein Gesicht und sah aus wie ein Clown, der seinen Auftritt in der Zirkusmanege hatte. Er stand genau dort, wo die Linien sich kreuzten; diese Stelle war am wichtigsten.

Kaum hatte er die Maske vor sein Gesicht gepresst, als eine Veränderung mit ihm vorging.

Nicht äußerlich, aber Kara spürte selbst dort, wo sie stand, etwas von seiner Kraft, die jetzt von Myxin ausströmte, denn die fünf Augen glühten auf.

Damit stand fest, dass es dem kleinen Magier gelungen war, die Kraft der Maske auf sich persönlich übertragen zu lassen.

Er beherrschte sie, und sie beherrschte ihn.

Hinzu kam die Magie der Flammenden Steine, die eine Konzentration noch verstärkte.

Sie leuchteten heller und gleichzeitig feuriger auf als die Strahlen der untergehenden Sonne.

Kara schaute hinein, ohne davon geblendet zu werden, und sie bekam auch mit, wie sich die Gestalt ihres Freundes Myxin auflöste und er sich auf die weite Reise begab.

»Hoffentlich«, flüsterte sie, »hoffentlich schaffst du es…«

***

Tim kniete vor mir, ich kniete vor ihm, und er hielt die verfluchte Garrotte derartig hart fest, als wollte er sie nie mehr in seinem Leben loslassen.

Wir starrten uns an. Zum Glück hatte er mir genügend Freiheit gelassen, um sprechen zu können. Bestimmt nicht aus Eigennutz, er wollte mir seinen Triumph erklären.

Im Hintergrund hielt sich Conrad auf. Der Mann war zu einem Statisten degradiert worden und dachte immer nur an seine Frau. Manchmal sprach er flüsternd ihren Namen aus.

»Wie fühlt man sich, wenn man so dicht vor dem Tod steht, Sinclair?«

Beim Sprechen kratzte es im Hals. »Noch lebe ich, Tim. Ich habe auch nicht vor zu sterben.«

»Du bist wirklich außergewöhnlich. Wenn der Eiserne mit dem Gral zurückkehrt, kannst du froh sein, dass ich die Conrads laufenlasse. Du siehst, ich bin gar nicht so. Aber dich will ich tot sehen, denn wenn ich dich anschaue, kann ich immer nur an einen denken. An diesen verfluchten Hector de Valois, der in deiner Person wiedergeboren ist. Ihm habe ich Rache geschworen, und ich wusste verdammt genau, dass der Zeitpunkt eintreten würde. Auch wenn es Jahrhunderte gedauert hat, jetzt bringt mich nichts mehr davon ab.«

»Warum hat man dich damals garrottiert?«

»Ganz einfach. Weil de Valois aufgefallen war, dass ich ein Druide bin.«

»Nein, kein echter Druide, Tim. Die Eichenkundigen waren nicht schlecht. Sie haben versucht, den Menschen zu helfen, das wissen wir aus zahlreichen Überlieferungen. Du hast dich einer grausamen und gefährlichen Seite zugewandt, denn du dientest Guywano. Ihn bezeichne ich nicht als Druiden, er ist für mich ein Monster.«

»Wie dem auch sei, dein Leben ist abgelaufen. Ich habe meine Rache bekommen.«

Natürlich hatte ich darüber gegrübelt, einen Ausweg aus der Lage zu finden.

Es war schwer gewesen, zu schwer. Wenn ich Tim angriff, konnte ich nicht schnell genug sein. Er würde es immer wieder schaffen, den Knebel zu drehen. Es reichte eine Drehung aus, um mich vom Leben in den Tod zu befördern.

Die primitive Garrotte selbst bestand nicht aus einem Strick oder Seil, sondern aus pflanzlichem Material. Ich dachte an Hanf, in Verbindung mit Lianen.

Wir knieten nicht nur so, dass wir uns gegenseitig anschauen konnten, mir gelang es auch, an Tim vorbeizusehen und einen Blick auf den ungewöhnlichen Spiegel zu werfen.

Er war magisch geladen, er hatte einigen den Weg gezeigt. Durch seine Kraft gelang es, die Zeiten zu überbrücken, in ihm hatte ich bis nach Aibon schauen können.

Das Bild sah ich nicht mehr.

Dafür erschien ein anderes.

Es war so unwahrscheinlich, dass ich es kaum glauben konnte. Noch ein zweites Problem baute sich vor mir auf, denn ich durfte auf keinen Fall meine Überraschung zeigen. Wenn Tim zu früh etwas merkte, war ich verloren.

Im Spiegel erschien eine Maske!

Giftgrün - an den Seiten mit fünf verschiedenfarbigen Augen bestückt, und mir war klar, wer sich hinter der geheimnisvollen Totenmaske aus Atlantis verbarg.

Myxin, der Magier. Er hatte zum letzten Mittel gegriffen, um die Macht dieses Jungen zu brechen. Die Wege mussten einfach geschlossen werden. Aber war die Totenmaske mächtig genug?

Auch Frank Conrad hatte bemerkt, dass sich etwas veränderte. Er besaß nicht eine so große Kontrolle über sich selbst. Sein leiser Überraschungsruf wurde von Tim gehört.

»Was ist?« Er drehte sich nicht zu Conrad um, hielt seinen Blick nach wie vor auf mich gerichtet.

»Der… der Spiegel…«

»Und?«
»Verändert…«
Tim lachte. »Dann wird der Eiserne zurückkehren. Er kann auch den Weg nehmen. Ich habe die Magie geöffnet.«
»Nein!« schrie Conrad, »nicht der Eiserne.«
Im gleichen Augenblick hörten wir drei das satte, platzende Geräusch, als hätte jemand mit einem Handtuch in einen Scherbenhaufen geschlagen, der auf Sand lag.
Plötzlich brüllte Tim auf.
Ich handelte. Es war ein Risiko. Wenn seine Hand zuckte und sich drehte, war ich verloren, aber es gab keine andere Chance. Die Schnur war lang genug, so dass auch ich sie noch umklammern konnte, und mein Leben stand auf der Kippe zwischen zwei Atemzügen…

***

Kara wartete, sie fieberte, sie hatte die Zeit vergessen, und sie sah, wie sich die Steine meldeten, wie die Luft zwischen ihnen flimmerte und eine Gestalt freigab.
Myxin kehrte zurück.
Noch immer trug er die Maske vor seinem Gesicht. Kara traute sich nicht, auf ihn zuzulaufen, sie hatte Angst, doch als er ging und die Maske dabei abnahm, rannte sie ihm entgegen.
Myxin stoppte sie, indem er einen Arm vorstreckte.
»Und? Hast du es geschafft?«
»Ich… ich weiß es nicht.«
»Was weißt du nicht?«
»Den Weg habe ich zerstört. Der Spiegel existiert nicht mehr.«
»Und John?«
Myxin hob die Schultern…

***

Ich schrie, zerrte und schlug!
Mein Hals stand in Flammen. Ein Feuerkranz umgab ihn, aber ich hatte es geschafft und Tim die Schnur aus der Hand gerissen. Durch den Gegendruck war er zurückgefallen und blieb auf dem Rücken liegen.
Ich drehte den Knoten nach links, bekam wieder mehr Luft, doch Zeit, mir die primitive Garrotte vom Hals zu reißen, bekam ich nicht mehr, denn Tim war wie von Sinnen.
Er warf sich mir entgegen, wollte mich schlagen und mir die Augen auskratzen. Ich feuerte ihm eine Rechte entgegen, die sein Gesicht fast zermalmt hätte. Er flog auf den Spiegel zu, der seine Funktion verloren hatte. Dicht davor blieb er liegen.
Ich hatte die Beretta gezogen, die Mündung auf ihn gerichtet und brauchte nicht mehr abzudrücken.

Der Spiegel hatte seine magische Kraft endgültig verloren. Da Tim auf ihn allein fixiert gewesen war, gab es keinen Grund mehr für seine Existenz.

Er lag vor mir und verfaulte vor meinen Augen. Seine Haut wurde grün, dann dunkler, schließlich braun, danach schwarz und glich einem alten Stück Rinde, das sich halb in den weichen Grasboden von Stonehenge gebohrt hatte.

Ich löste die Garrotte von meinem Hals. Mit zitternden Beinen stand ich auf.

Frank Conrad schaute mich an, wobei er schluchzte. Er konnte kaum fassen, dass es vorbei war. Aber der jetzt zerbrechende Spiegel sagte ihm genug.

Die letzten Reste durfte er zertreten, und ich schaute zu, wie der Eiserne landete.

Wie er es geschafft hatte, den Gral zu holen, war mir egal. Jedenfalls trug er ihn mit beiden Händen.

»Danke«, sagte ich, »aber ich brauche ihn nicht mehr.«

»Das sehe ich wohl. Wieso?«

»Myxin - er hat es geschafft.« Ich lachte laut auf. »Ja, der Kleine war wieder einmal der Größte…«

***

Wir fuhren zu den Conrads, wo Frank sofort in das Schlafzimmer stürmte.

Als ich eintrat, lag er neben seiner Frau auf dem Bett und hielt ihren rechten Arm.

Er sah aus wie verbrannt und würde amputiert werden müssen. »Aber sie schafft es doch, Mr. Sinclair, nicht?«

»Klar, Doktor, klar. Nur müssen Sie ihr helfen.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Ich verließ den Raum und dachte an Tim, den Knappen. Dass dieser Fall eine derartige Wendung nehmen würde, hätte ich nie für möglich gehalten.

Aber wie das so ist im Leben, man lernt eben nie aus…

ENDE